Princeton University Library
32101 067515062

Irrfahrten

Roman

von

Jakob Schaffner

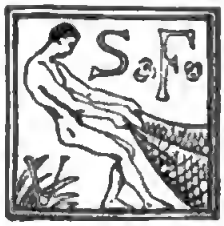
S. Fischer · Verlag ·

3486
.52
349

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION


S. F.

S.L.
A 79

Irrfahrten

Roman

von

Jakob Schaffner

Berlin 1905
S. Fiſcher, Verlag

Alle Rechte, insbesondre das der Übersetzung,
vorbehalten

Luiſe Heſſeling herzlich zugeeignet

(RECAP)
3486
.52
349
549715

Erſtes Kapitel

Das Haus, in dem der Schuhmachermeiſter Schatten fürs Erdenleben reſidierte, ſtand zwiſchen zwei Strömen und hatte doch ſchon Jahrhunderte überdauert: hinter ihm vorbei floß Jahr um Jahr der Rheinſtrom und vor ihm drängte ſich Tag für Tag ein geſchäftiges Menſchengewimmel durch eine enge Paſſage. Es ſtand mitten im Geräuſch und war dennoch ein ſtilles Haus. Es war ein altes, ſtilles Haus; und kein Gewerbe gibt es wohl, das nicht ſchon einen Vertreter darin ſitzen gehabt hätte durch die Jahrhunderte. Schloſſer, Sargmacher, Böttcher, Goldſchmiede, Hutmacher, Scherenſchleifer, Meſſerſchmiede, Feilenhauer, Tiſchler, Leineweber, Buchbinder, Korbmacher — ſie alle hatten ſchon ihr Weſen getrieben in dem alten Kaſten, doch meiſt nur vorübergehend; den Grundſtock ſeiner Bevölkerung hatten je und je die Schneider und Schuſter gebildet.

Das Haus hatte drei Böden mit je zwei Zimmern — eines nach dem Fluß und eines nach

der Gaſſe hinaus — und je einer dazwiſchen liegenden Küche. Es hatte zwiſchen den drei Hauswirtinnen, die vordem ihre Szepter in den verſchiedenen Regionen ſchwangen, ſtets darüber die größte Einigkeit geherrſcht, daß die Beleuchtung in den Küchen mit dem vierten Schöpfungstag zwar nichts zu tun habe, daß dafür aber darin an Produkten des ſechſten, an Mäuſen, Ruſſen und deren ſüddeutſchen Vettern, an Schwaben, kein Mangel empfunden werde; doch beſtand meiſt große Unſicherheit über die Frage, ob die eine Partie berechtigt ſei, der andern die Wäſche vom Seil abzuhängen. Sprachenverwirrung herrſchte ohnehin an jedem Putztag unter ihnen, unter den Männern aber ebenſo regelmäßig an jedem Montag. Folgendermaßen jedoch waren die Gewerbe auf die drei Böden zuletzt verteilt geweſen: der Behauſer des Erdgeſchoſſes war ein Schuhmacher, derjenige des erſten Stockwerkes ein Schuhmacher, während im zweiten Stock ein Schuhmacher ſein Weſen trieb. Zu jener Zeit wurde im Haus bald unten, bald oben fortwährend irgendwo eine Sohle geklopft, ein Draht geſtrichen, ein Lied gepfiffen oder ein Kind geprügelt. Jeder war ſein eigener Herr und hatte ſeine eigene Kundſchaft; manchmal hatten auch alle drei einen Kunden gemeinſam. Und von Zeit zu Zeit ſtritten ſich Pantoffel und Spannriemen um die Herrſchaft im Hausweſen,

wobei dann meiſt nachher weniger entſchieden war, wer Recht bekommen, als wer recht bekommen hatte.

Das ungefähr war die alte Ordnung geweſen, in die die neuzeitlichen Einrichtungen, als da waren: Kanaliſation, Baupolizei, Sanitätspolizei — die erſte Unordnung brachten. Dann kam die elektriſche Straßenbahn; und was vor ihr noch Stand zu halten wagte, das mußte vor der plötzlich überhand nehmenden Korrigier- und Renovierluſt die Flucht ergreifen, ſofern es ſeinem angeſtammten Charakter treu bleiben wollte. Die alten Häuſer wurden neu und die Mietsverträge ebenfalls. Der Schönheitsſinn der Hausbeſitzer erwachte und machte ſich auch in der glatten Aufrundung der Pachtzinſe geltend. Was mehr koſtet, iſt mehr wert, und wer vor wenig Jahren nicht um hundert Franken in ſo einer alten Baracke gewohnt hätte, der zahlte nun hundertundfünfzig für die friſchtapezierte Wohnung im neubemalten Haus.

Als dann endlich vollends im Hauſe gegenüber für ein großes Ladenfenſter ein Stück Mauer ausgebrochen und ein geräumiger heller Laden eingerichtet wurde, in dem ihr gemeinſamer Gläubiger eine Filiale etablierte, hielten es die drei Schuſter zum Leidweſen ihres Hausherrn auch nicht mehr länger aus. Auf den gleichen Quartalstag luden ſie ihre Habſeligkeiten auf geliehene

Karren, prügelten ſich zum letzten Mal durch und zogen dann unter großer Teilnahme der männlichen unerwachſenen Bevölkerung nach verſchiedenen Richtungen davon.

Darauf ſtand das Haus ein Vierteljahr leer und beſann ſich, was es nun tun ſolle. Doch konnte es ſich unter ſeinem jetzigen Beſitzer nicht entſchließen, wieder jung zu werden; darum ging es endlich in andere Hände über.

Nun wurden ihm die alten traulichen Rattengeheimniſſe ausgebracht. Man riß Böden auf, durchbrach Mauern und deckte das Dach ab, damit die neue Zeit ſieghaft bis auf den Grund des alten Schuſterneſtes hinab leuchten könne. Und wenn man die dunklen Küchen auch nicht einfach an die Außenſeite hing, ſo ward doch für Luft und Licht geſorgt, indem in jeden Boden eine etwa zwei Quadratmeter große Öffnung gebrochen wurde, mit welchem Luftſchaft ein Glashaus im Dach korreſpondierte. Zur Sicherheit wurden um dieſe Öffnungen Geländer gezogen, welche zugleich zum Trocknen der Küchenhandtücher benutzt werden durften.

In dieſem Haus nun lebte alſo und vertrug ſich mit ſeinem Hausherrn der Meiſter Schatten. Der Hausherr bewohnte die vordere, der Meiſter die hintere Hälfte des Hauſes von oben bis unten; jener benützte die Küche im erſten, dieſer diejenige

im zweiten Stock, denn der vordem auch Küche geweſene Raum zu ebener Erde diente dem Hausherrn als Vorratsraum. Dieſer Hausherr betrieb einen Schuhladen und Meiſter Schatten führte ihm neben der Arbeit für ſeine eigene Kundſchaft die Reparaturen aus. Es kam allerdings auch hier wieder vor, daß beide einen Kunden gemeinſam hatten; doch tröſtete ſich Meiſter Schatten damit, daß er einem ſolchen dann auch nicht allein borgen mußte. Im Übrigen, obgleich der Eingang zu des Meiſters Wohnräumen durch den Laden führte, hatte Schatten doch das Zutrauen zum Geſchäftsmann, daß er ihm keine Kunden wegfange, war auch inſofern im Recht, als jener nicht gerade darauf ausging. Aber wenn jemand fragte, ob das hier ſei, ſagte er doch auch nicht nein, und wenn einer ihm das Zutrauen ſchenken zu wollen ſchien, ein paar neue Schuhe bei ihm zu beſtellen, brachte er's nicht übers Herz, ihn ſo ſchmerzlich zu enttäuſchen; Meiſter Schatten mußte das Paar dann zum Kontraktpreis für den Geſchäftsmann verfertigen, ſofern es dieſem nicht gelungen war, den Beſtellenden zu überzeugen, daß ein paar Ladenſchuhe ihm den gleichen Dienſt täten.

Nebendran in einem Haus, das ſeinerſeits einen ähnlichen Verjüngungs-Prozeß durchgemacht, hatte Herr Wacker, ein junger Spezierer, ſein Geſchäft eingerichtet. Wie eine Spinne hinter ihrem

Netz auf Fliegen, ſo lauerte er hinter ſeinem Schaufenſter auf Kunden. Dann und wann unternahm er gleich jener auch einmal einen Jagdzug in die Umgebung, der aber nie lange dauern durfte, da der Lehrling, der inzwiſchen den Laden hütete, nach des jungen Prinzipals inniger Überzeugung blinder war, als ein Auerhahn in der Balz; in Hinſicht auf ſeine Intelligenz verſicherte er ihm, daß es umſonſt ſei, einen Vergleich zu ſuchen, daß man aber bald in der Stadt ſagen werde: „Er iſt ſo dumm wie Wackers Lehrling.“ „Was auch ſchön klingt“, ſagte der alſo Geſchmeichelte gewöhnlich darauf; im ſtillen dachte er, wenn die Sachen wirklich ſo ſchlimm wären, ſo hätte ihn der junge, eifrige Meiſter ſchon lang zum Kuckuck gejagt. „Er muß doch etwas ſagen, daß er nicht vergißt, wer Meiſter iſt.“ Selten war Tobias, der Lehrling, gegen alte Frauen freundlich und zuvorkommend genug, immer aber verweilte er zu lange bei den jungen Mägden. Nie kam er morgens zu früh ins Geſchäft, ſelten ſchlug es am Abend ſieben Uhr, ohne daß bei dieſem Klang dem Prinzipal noch eine Arbeit für Tobias eingefallen wäre. Mindeſtens hatte er auf dem Heimweg noch eine Kommiſſion auszurichten, weil es ihm doch am Weg lag; und was nicht alles lag ihm am Weg! Herr Wacker hatte vollauf von jenem goldenen Überfluß von Energie und

Raſtloſigkeit, mit dem das Defizit des erſten Jahres verhütet und der Reingewinn des nächſten und aller folgenden begründet wird.

Von dieſen guten Eigenſchaften des jungen Mannes war allerdings auch Dorothea, Meiſter Schattens Tochter, zur Genüge unterrichtet; doch ſoll damit nicht geſagt ſein, daß ſie ſich nun juſt damit beſchäftigte, indeſſen ſie unter dem Fenſter der Werkſtätte ſtand und mit den Augen all die vertrauten Plätze abſuchte, wo der Abend immer ſeine beſonderen Merkzeichen aufzupflanzen pflegte. Die Kühle des Waſſers umfächelte ihr ſchönes Geſicht; die Wellen plätſcherten in regelmäßigen, leichten Aufſchlägen ans Haus, und drüben im kleineren Stadtteil ſtiegen hundert blaue Rauchwölkchen ſenkrecht in die goldige Abendluft hinauf. Von der alten Holzbrücke, die dieſen Stadtteil mit dem gegenüberliegenden verband, klang durch das Rauſchen des Fluſſes gedämpft der Atem des Verkehrs herüber; dazwiſchen miſchte ſich der träumenden Jungfrau noch die Feierabendglocke von Sankt Georg und hinter ihr des Geſellen beſcheidener Hammerſchlag. In der Waſſerſtille an der Mauer des alten Hauſes ſpielten die Fiſche und hatten wohl auch nachts in den Riſſen und Löchern des ſchweren Grundmauerwerks ihre Schlupfwinkel. Und weil gewöhnlich etwas für ſie abfiel, wenn Dorotheas Geſicht über dem

Waſſerſpiegel ſichtbar ward, lagen ſie jetzt alle auf der Lauer nach den erwarteten Zuwendungen. Sie warteten aber vergebens, denn Dorotheas Gedanken waren nach ganz andern Dingen gerichtet.

Obwohl nun auch der ſchwarzhaarige dunkeläugige Geſelle, der ſich ſeit Jahr und Tag in des Meiſters Regie wohlbefand, durchaus nicht der Gegenſtand ihrer Träumereien war, ſo wandte ſie ſich nun doch vom Fenſter ab und ihm zu mit den Worten:

„Es iſt langweilig bei Ihnen, Antonio.“

„O, ich will mach viel kurzweilig, wenn Sie bleib da,“ entgegnete der Angeredete eifrig und mit einem treuherzigen Aufleuchten ſeiner dunklen Augen. „Was ſoll ich mach? Soll ich ſteh mit die Kopf in der Waſſer? Soll ich verſchluck der Spannriem? Soll ich erzähl, wie Hund viel preſſier, wenn Katz hinter ihm lauf?“

„Wenn Sie etwas tun wollen, ſo ſingen Sie mir ein Lied,“ antwortete Dorothea und dachte dabei an eines der melodiſchen italieniſchen Lieder, die Antonio ſo ſchön zu ſingen wußte.

„Ich will ſing eini Lied, die ich hab gemacht ſelber; ſein viel ſchön,“ entgegnete aber der Geſelle. Und dann begann er nach vielverſprechendem Räuſpern zu ſingen:

„Birra in Bottiglia
Sein eine ſchöne Ding.

Birra in Bottiglia
Wir wollen jetzt beſing.
Birra in Bottiglia —
Die deutſcher Sprach viel ſchwer.
Birra in Bottiglia —
Bottiglia ſchon leer.“

Dorothea war jedoch nicht zufrieden mit dem Scherz.

„Sie ſind ein Bajazzo,“ ſchalt ſie. „Und wenn Sie jetzt nicht bald vernünftig werden wollen, ſo bekommen Sie überhaupt kein Birra in Bottiglia mehr. Verſtanden?“

„O, ich ſein nicht vernünftig? Will ich mach Spatz, daß Sie werd fröhlich und nicht vernünftig? Sie hab Traumgedanken und ſoll lach. Das verſtreu der Nebel.“

Dorothea errötete ein wenig, weil der junge Mann die Sache ſo in den Kern hinein getroffen hatte. Doch überhob ſie ein Pochen an der Tür der Antwort; beim Anblick des Eintretenden kehrte allerdings die flüchtige Welle mit tieferer Glut in ihr Antlitz zurück.

Der Eingetretene fragte ganz höflich nach ſeinen Stiefeln; ſie waren auch fertig, aber Antonio behauptete trotzig, ſie ſeien noch nicht fertig. Damit wollte er geſagt haben, der Beſucher ſolle ſich umgehend hinausbegeben und nie wiederkommen, bedachte aber nicht, daß er ihn eben dadurch zum Wiederkommen veranlaßte. Es tat ihm irgendwo weh,

als der junge Herr nun auch mit Dorothea redete, und er ſah nicht gern, daß ſie ihm Beſcheid gab. Er ſchlug in dieſen Minuten mehr Holznägel krumm als ſonſt in einem ganzen Monat, und zu guter Letzt klopfte er ſich auch noch auf einen Finger; da warf er erboſt den Hammer weg und brummte dazu: „Hol Dir der Henk,“ meinte aber den mißfallenden Herrn damit. Der Herr hieß übrigens Alexander, Alexander Wacker, und war der junge Spezierer von nebenan.

Soeben hatte Alexander konſtatiert, daß er viel Schuhwerk brauche, aus welchem Umſtand Dorothea den Schluß zog, daß der Herr wohl viel laufen müſſe. Obwohl ſie dabei den Klopfſtein anſah, wäre die Folgerung doch zu gewagt, daß ihre Rede dieſen anging. Auch Alexander war nicht dieſer Anſicht, was aus ſeiner Antwort erhellt, welche dahin lautete, daß es eben viel Mühe koſte, bis ſo ein junges Geſchäft in Trab gebracht ſei.

Darüber trat der Meiſter, welcher von einem Ausgang zurückkam, in die Werkſtätte. Er hatte die grüne Ausgeh- und Luxusſchürze umgebunden, auf ſeinem Haupt thronte die Prunkmütze und unter dem Arm trug er ein Paar Schuhe und das Maßbuch; das Meßgerät guckte ebenſo vorwitzig aus der innern Bruſttaſche ſeines ſchwarzgefärbten Drillichrockes hervor, wie das buntgewürfelte Nas-

tuch aus der Seitentaſche. Und da heute Dorotheas Blick nun doch einmal in die Tiefe gerichtet war, entdeckte ſie, daß der Papa zweierlei Schuhe anhatte; er hatte in der Eile und der Zerſtreuung vergeſſen, daß er zwei Füße beſaß, darum war nur der linke mit dem ſtraßenfähigen Lederſtiefel bekleidet, während es dem rechten im geſtickten Pantoffel viel wohler war. Dorothea ſagte aber nichts; und wie ſie nicht ohne Grund vermutete, bemerkte der Meiſter auch jetzt den Hoppas noch nicht. Nachdem er ſeinen Kunden begrüßt hatte, ſetzte er ſich auf ſeinen Stuhl, um unter teilnehmender Erkundigung nach der Entwicklung von Alexanders jungem Geſchäft die Schuhe zu wechſeln, nachdem er ſchon vorher den Rock dem Mädchen in die Arme geworfen hatte. Einen Augenblick ſchien er zwar ſtutzen zu wollen, als er nach Beſorgung des linken Fußes den rechten ſchon verſehen fand, ging aber dann ahnungslos darüber hinweg. Die Staatsſchürze und die Prunkmütze behielt er jedoch ſeinem Kunden zu Ehren noch an und auf. Unterdeſſen hatte Herr Wacker auch ſchon erwidert, daß es mit dem Geſchäft zwar langſam gehe, aber immerhin doch gehe.

„Es wird ſein wie bei uns," erwiderte der Meiſter; „wenn ich der einzige Schuhkünſtler in hieſiger Stadt wäre, ſo könnte ich hundertunddreißig Geſellen und vierzig Lehrlinge beſchäftigen und hätte

einen jährlichen Umſatz von etwa ſiebenhunderttauſend Franken. Das iſt eben das, was man Konkurrenz nennt und was an unſern Fiſchen ſchon zu beobachten iſt. Wenn unter allen nur Einer wäre, der Semmelbröckchen gerne mag, ſo würde dieſer Eine ohne Zweifel recht fett werden, wir aber kämen um eine Freude zu kurz. So wirft eben auch der alte Herrgott ſeine Semmelbröckchen unter ſeine Menſchlein und unterhält ſich damit, wie wir danach ſpringen und ſchnappen und auf das nächſte lauern, wenn wir für diesmal zu kurz gekommen ſind."

„Nun," erwiderte Herr Wacker, „die Konkurrenz iſt auszuhalten und kann ſogar ein Weg zum Erfolg werden, wenn man das Leiterchen hat, um dieſem hochbeinigen Tier auf den Rücken zu ſteigen und ſich in den dort befeſtigten Sattel zu ſetzen. Das Leiterchen heißt Geld. Wir ſind nur arme Fußgänger. Der aber iſt der rechte Mann, der auf dem Konkurrenzkamel zu reiten verſteht."

„Ei, Herr Wacker," ſagte der Meiſter, „das wird nicht ſo ſchwer halten, ſollt' ich meinen. Ich denke, ich weiß die ein' oder andere Schöne, die Ihnen ſolch ein Leiterchen mit Anmut bereit hält."

„Das kann ſchon ſein," entgegnete Herr Wacker; „der Ausſtand iſt nur, daß man die Trägerin mit der Leiter in den Handel nehmen muß, was nicht juſt immer ein Vergnügen zu ſein braucht."

„Oho! Nun ja. Aber dafür hat man doch

ſeine Augen im Kopf, und die zu Riskierende auch. Und in den Augen liegt ja die Seele.“

„Ja, dafür wird geſorgt. Die eine blinzelt und die andere zwinkert; unter zwanzig ſind kaum zwei, die einen gerade heraus angucken; und von denen tut's die eine aus Koketterie und die andere aus Dummheit.“

„Wie war das doch mit den neun Sternen, Dorchen,“ wandte ſich da mit heimlichem Lachen der Meiſter an Dorothea; und dann zu Alexander: „Sie müſſen nämlich wiſſen, daß es ein ſinnreiches Mittel gibt, ſein künftiges Ehegemahl ausfindig zu machen. Nun Dorchen?“

Dorothea hängte des Meiſters ſchwarzgefärbten Drillichrock, den ſie unterdeſſen ſo lebhaft mit der Bürſte bearbeitet hatte, als hätte ſich ſein Beſitzer damit zum Vergnügen auf der Straße herumgewälzt, an ſeinen Nagel; dazu ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte: „Das ſind ja Kindereien. Herr Wacker wird mich auslachen.“

„Herr Wacker wird dich nicht auslachen. Nur heraus damit. Man hatte doch früher einigen Glauben dran.“

„Ei, was wird's auch ſein. Dreimal drei Sterne muß man zählen in dreimal drei aufeinander folgenden Nächten. Und wer Einem am Morgen nach der neunten Nacht zuerſt begegnet, den wird man heiraten, ſofern er ledig und

ſonſt paſſabel iſt. Wenn's der Herr Wacker verſuchen wollte, ſo wünſchte ich ihm allerdings guten Erfolg."

Sie warf ihm unter einem abermaligen Erglühen einen herzhaften, vollen Blick ins Geſicht, dann verließ ſie mit einer neckiſchen Neigung des ziervollen Hauptes den Raum, um das Abendeſſen rüſten zu gehen.

Es wußte niemand zu ſagen, was für einen ſonderlichen Gehalt ihre braunen Augen bargen. Es ſchien, als ſchimmerte ein unentdecktes Goldlager aus ihrer Tiefe herauf, und es war dann von jenem Gold, das in edlen Gemütern das Verlangen nach ſeinem Beſitz erweckt. War nun Herr Wacker zur Zeit davon auch weit entfernt, ſo hatte ihn doch der Blick getroffen, er wußte ſelbſt nicht wie, und es war ihm nicht anders, als müßte er nun viel geſcheiter in die Welt ſchauen als ehedem.

Schweigend ſahen der Jungfrau die drei Männer nach, denn auch Antonio hatte die Hand ſinken laſſen. Durch die Stille aber klang ein leiſes Rieſeln. Das Sardinenbüchschen auf Antonios Schoß, das die Holznägel enthielt, hatte die Gelegenheit benutzt, ſich auf die Seite zu drehen; und nun ergoß ſich daraus ein ſilbernes Bächlein über des Geſellen grünliche Schürze hinab. Niemand achtete jedoch auf das feine Klingeln und auf das zierliche Hüpfen am Boden.

Zweites Kapitel

Seit beim Meiſter Schatten Herrn Wackers Bekanntſchaft vermittelt worden iſt, hat die Erde, der alte Omnibus, mit ihren Paſſagieren ein gut Teil ihrer Rundreiſe weiterhin zurückgelegt. Es iſt ausgeſtiegen und eingeſtiegen worden; ſank hier einer von ſeinem Platz herab, ſo drängten ſich ſchon zwei andere für ihn heran; man hat aufgeladen und abgeladen, und iſt doch im großen Ganzen alles beim alten geblieben. Schlecht Wetter hat mit gut Wetter gewechſelt, noch nicht aber hat es ſeither neun ſternenhelle Nächte hintereinander gegeben.

„Aber diesmal ſcheint es ſich halten zu wollen, das Wetter," ſagte Herr Wacker morgens um halb ſieben Uhr zu einer hübſchen Bürgerstochter, die immer zuerſt im Laden erſchien, um bald dies, bald jenes für den Tagesbedarf einzukaufen. Um dieſe Zeit war Tobias noch nicht zur Stelle, darum wußte er auch nicht, daß hier alle Morgen ein Sprüchlein zwiſchen ſeinem Prinzipal und der jungen Bürgerin gewechſelt wurde. Frau Mathee

wußte es aber, denn ſie ſtach regelmäßig mit ihrer ſpitzen Naſe dazwiſchen, wenn ſie ihre Brodwecklein holen kam. Frau Mathee wußte auch, daß die junge Bürgerin ſo an die zehntauſend Franken Mitgift bekam — und von ihr wußte es Herr Wacker. Von ihr wußten auch die Leute, daß ſich hier etwas anſpinne; doch ſagte niemand etwas dazwiſchen; aber alles hielt Augen und Ohren offen.

„Ich glaube auch, daß es diesmal ſchön bleiben wird," antwortete die Angeredete. Sie führte nebenbei bemerkt den Namen Clara, womit ihr gefälliges Weſen ſich wohl vertrug.

Dann wurde noch dies und das beſprochen; Alexander vergaß auch nicht, ihr gelegentlich eine Probe von dem neuen Kaffee einzuhändigen. Frau Mathee kam eben recht, um mit ihm zweiſtimmig das Lob ſeiner jungen Kartoffeln zu ſingen. Darauf erſchien der weiße Scheitel der Frau Semmler, der Pudel des Blumenwirtes mit dem Körbchen im Maul, das zehnjährige Lenchen, das unter den Augen ſeiner kranken Mutter faſt die ganze Haushaltung allein beſorgte und jedesmal von Alexander ein Änisbrötchen extra empfing. Tobias trat auf die Szene; der Briefträger meldete ſich, der Paketträger, der Frachtfuhrmann; und zwiſchenhinein ſchlängelte ſich das beſcheidene Flüßchen des vormittäglichen Kundenverkehres,

unter welchen ſich auch Dorotheas liebliche Geſtalt miſchte. Es ward alles bar bezahlt, und wo wirklich angeſchrieben wurde, da waren es nur ganz reſpektable Leute. Die Kunden waren mit dem jungen Spezierer und dieſer mit jenen zufrieden; der Tag ging in angenehmem Flug herum, und wenn am Abend Prinzipal und Lehrling betreffend ſeiner Dauer auch verſchiedener Anſicht waren, ſo mochten ſie ſich den Feierabend doch gleich wohl gefallen laſſen.

Und heute war die neunte ſternenhelle Nacht in dieſer Schönwetter-Periode.

Antonio arbeitete an dieſem neunten Tag mit einer gelinden Begeiſterung. Der Draht ſchleifte durch das Leder wie geſchmiert; es flog nur ſo um ihn herum von fertigen Schuhen. Dabei ſprach noch ſang er viel, um ſo mehr ſchienen ſeine Gedanken beſchäftigt zu ſein. Dann und wann ſah er nach dem Himmel und war außerordentlich befriedigt, daß unverändert die blaue Schönwetterfahne über den Bergen wehte. Als ihm ein feines Damenſtiefelchen vor dem Meſſer auskneifen wollte, rief er im Haſchen danach: „Ich will dir ſchon krieg, du Feines!“ Und als ihm plötzlich der Klopfſtein in den Weg kam, ſtieß er ihn mit dem Fuß weg unter den Worten: „Geh auf der Seite, du dumme Teuf; hier iſt ggeini Platz für dir!“

Dorothea glühte wie ein Haagröslein. „Sie

macht ſich wieder ein Feſt," dachte der Meiſter und war es wohl zufrieden, da bei ſolchen Anläſſen gewöhnlich auch er ſein Teil mit abbekam; ſo ſtand auch heute mittag wieder in ſonderlich köſtlicher Zubereitung ſein Lieblingsgericht auf dem Tiſch, Griesklöße mit gedörrten Zwetſchgen. Eine Freude erhöhte die andere, es ſchwebte eine eigentliche Feſtſtimmung über der einfachen Mittagstafel und niemand wußte ſo recht warum.

Nachher dann, als der alte Meiſter ſein Mittagsſchläfchen vollbracht und Dorothea ihre Küchengeſchäfte erledigt hatte, wurde in der Werkſtätte das Feſtchen weiter gefeiert. Gewöhnlich bei derartigen Gelegenheiten war der Alte geſprächig geworden und erzählte Epiſoden aus ſeinem bewegten Leben; oder Antonio mußte von ſeiner Heimat berichten, wobei er meiſtens ein Gläschen Wein vorgeſetzt bekam; oder alle miteinander ſangen ein Lied, wobei vaterländiſche Geſänge und Geſellenballaden bevorzugt wurden.

Wenn es dann ſo recht klang in der geräumigen Werkſtätte und der Rhein ſein friſches Rauſchen in die hellen Weiſen flocht, dann ging wohl leiſe die Türe auf und ein feines, blaſſes Geſichtchen ſchaute durch den Spalt herein. Das war dann Monika, des Hausherrn ſiebenzehnjähriges Töchterlein.

An dieſem Mädchen hatte die Natur vorder-

hand alle Kunſt an die Augen und an die Stimme verwendet; der Körper ſchien nur um jener willen da zu ſein. Darum war das Geſicht ſo blaß, daß das dunkle, ſanfte Feuer der großen Augen recht zur Geltung käme. Darum waren die Schultern ſo ſchmal, daß der volle, tiefe Orgelton der Stimme den Zuhörer um ſo mehr gefangen nehme und mit einer ſeltſamen Rührung erfülle. Es war einmal davon die Rede geweſen, daß eine ſolche Stimme auf der Bühne Beifall finden müſſe; dann hieß es aber, das Mädchen ſei noch zu ſchwächlich und zu unſcheinbar, und Monika mußte ſich vorderhand beſcheiden. So trug ſie denn ihre Augen und ihr Orgelchen freundlich im Haus herum und ließ ihren Hausgenoſſen zur Freude jene leuchten und dieſes tönen. Und darum fand ſie ſich auch immer ein, wenn bei Meiſter Schatten ein Feſt gefeiert wurde.

So war es auch heute. Während die Arbeit unter den acht emſigen Händen faſt von ſelber ſich förderte, klang Lied um Lied darüber hin. Vor dem Fenſter im Sonnenſchein jagten ſich die Schwalben, und darunter im Waſſer ſpielten die Fiſche.

Das Lied vom faulen Schloſſergeſellen war ſoeben verklungen. Nun erzählte der Meiſter von einem würdigen Gegenſtück, das ihm während ſeiner Wanderjahre in einer Werkſtätte begegnet war. War da ſpät am Abend ein

Geſelle friſch eingeſtanden, um am folgenden Morgen ſogleich mit der Arbeit zu beginnen. Um ſieben Uhr nun erklang eine Glocke im Haus. „Was iſt das für ein Geläute?“ fragte er intereſſiert ſeine Kollegen. „Das iſt das Zeichen zum Morgenkaffee.“ „O, liebliches Geläute!“ rief er erfreut. Als es gegen Mittag wiederum klingelte, konnte man ſeiner abermaligen Frage ordentlich anhören, wie ihm das Waſſer im Maul zuſammenlief. „Was hat jetzt das zu bedeuten, liebe Kameraden?“ „Das war der Ruf zum Mittageſſen,“ war die Antwort, und: „O, herrliches Geläute!“ rief er entzückt. Um vier Uhr ſagte er, er fühlte ſich ganz in einer anderen Welt, und um halb acht Uhr erklärte er, das ſei die klangvollſte Stelle, die er jemals gehabt habe. Als es vollends um halb neun Uhr noch einmal läutete, rief er ganz begeiſtert aus: „Liebe Geſellen, in dieſem Haus bleiben wir ewig beiſammen! Was hat die Meiſterin noch einmal Gutes aufgetiſcht?“ „Die Meiſterin?“ war die grämliche Antwort; „der Meiſter hat die neue Arbeit gerüſtet, und das iſt das Zeichen zum Abliefern.“ Nun machte der Geſelle, der ſeine Arbeit noch im Fragment ſtecken hatte, ein verdutztes Geſicht. Raſch aber faßte er ſich wieder. Er nahm ſeine unfertigen Stiefel an den Ohren und trat mit ſeinen Kollegen ins Meiſterſtübchen hinüber. Und als die Reihe an

ihn kam, ſagte er: „Meiſter, ewig können wir nun doch einmal nicht beiſammen bleiben, und das verdammte Gebimmel und Gebammel den ganzen Tag iſt mir jetzt ſchon verleidet. Den Lohn ſchenke ich Euch und ſomit Gott befohlen," drehte ſich um und verließ nach einer kleinen Viertelſtunde mit dem Bündel auf dem Rücken das klingende Haus.

Man lachte; und dieſes Lachen war nur eben ein Präludium zu einem neuen Lied.

„Mich fliehen alle Freuden;
Ich ſterb' vor Ungeduld.
An allen meinen Leiden
Iſt nur die Liebe ſchuld."

Monika ſang es im italieniſchen Urtext mit Antonio, während der Meiſter und Dorothea zuhörten. Antonio warf hie und da einen vollen, ſprechenden Feuerblick auf Dorothea, indeſſen Monikas Auge mit ſtillem Träumen an ſeinen Zügen hing. Ach, das Lied wurde umſonſt geſungen, und die Seufzer, die ſich zwiſchen die Töne miſchten, verklangen beiderſeits unbemerkt und ungehört.

Als nun in der Folge die Mädchen einen heimatlichen Sang begannen, trat Herr Wacker zur Tür herein. Einer von den jüngſt befohlten Schuhen war ſchon wieder unter die Patienten gegangen; kein Wunder: Antonio hatte damals

in ſeiner Neigung zum ſummariſchen Verfahren auch den Schuhen ſeine Antipathie gegen ihren Beſitzer zu erkennen gegeben; die Folge davon war ein bedauerlicher Riß im Oberleder der Sohle entlang.

Die Mädchen wollten ihr Lied abbrechen; Herr Wacker erklärte aber, kein Wort ſprechen zu wollen, ehe ſie zu Ende geſungen hätten. Dieſem Spruch mußte man ſich fügen, und die Jungfrauen ſangen weiter. Obwohl nun Antonio diesmal durchaus nichts in dem Lied zu ſchaffen hatte, begleitete er dennoch dieſe deutſchen Worte wie vordem ſeine italieniſchen mit einem lebhaften Lichterſpiel aus ſeinen Augen, deſſen Ziel Dorotheas Geſicht war; und obſchon diesmal nicht von italieniſcher Liebesnot die Rede war, wandte Monika trotzdem kaum ein Auge von Antonios bräunlichem Antlitz. Was endlich Dorothea anbelangt, ſo muß doch bald angenommen werden, daß Herrn Wacker irgend eine beſondere Kraft innewohnte, die die klare Jungfrau jedesmal ihm zuwandte und ihr allerlei heimliches Leuchten auf Wangen und Stirne zauberte.

Herr Wacker hatte ſich den ganzen Nachmittag beſonnen, ob er ſelber mit dem Schuh zu Meiſter Schatten hinüber gehen oder ſeinen Tobias damit ſchicken ſolle. Um drei Uhr hatte er ihn ſchon in der Hand, ſtellte ihn aber wieder weg. Indem er dann

um vier Uhr dem erfreuten Tobias den Auftrag gab, dem Meiſter Schatten in ſeinem Namen ein Kapitel zu leſen über Ungenauigkeit, ſtand ihm Dorotheas Geſtalt merkwürdig deutlich vor Augen; doch wartete er, bis Tobias faſt in der benachbarten Haustüre verſchwunden war, ehe er ihn zurückrief und ihm die Vermutung ausſprach, er werde bei ſeiner chroniſchen Dummheit doch alles verkehrt ausrichten. Um fünf Uhr wickelte er den Schuh in eine Zeitung und ging damit an Meiſter Schattens Haus vorbei, um in der grünen Zigarre die heutige Zeitung abzuholen. Um ſechs Uhr endlich ſchlug er noch einen Bogen Packpapier um den Schuh und ſchritt dann, mit einer beträchtlichen Doſis Unwillen ob der mangelhaften Bedienung geladen, durch Herrn Wäldleins Schuhladen hindurch nach Meiſter Schattens Atelier.

Nun war das Lied geſungen und auf des Meiſters Nachfrage erklärte Herr Wacker mit ſchonender Mißbilligung, daß der Schuh von Rechts wegen ſchon noch ganz ſein dürfte; indeſſen ſei es einmal ſo; er ſei vielleicht, ja wahrſcheinlich, einem ſcharfen Gegenſtand zu nahe gekommen und es müſſe eben repariert werden.

Dem ſcharfen Gegenſtand zerriß ſoeben mit großem Getöſe der Spannriemen, und daß nun aller Augen ſich auf ihn richteten, trug auch nicht ſonderlich zu ſeiner Gleichmütigkeit bei.

Aber auch dieſer Tag ging zu Ende. Es wurde Nacht und ungezählte Sterne ſchauten vom Himmel herab und ſpiegelten ſich in der ſchlummernden Erdentiefe in ungezählten kleinern und größern Waſſertümpeln, Seen und Meere genannt. Und ungezählte große und kleine Fernröhren reckten auf der Erde ihre metallenen Hälſe zum Himmel empor und ſpähten aus dem einen blanken Glasauge klug in die lichten Räume hinauf; und hinter jedem lag ein bewegliches Menſchenauge auf der Lauer. Und wer nicht aus Forſchbegier ſeine Sinne zur unergründlich ſtrahlenden Höhe erhob, der tat es aus Andacht und aus Liebe zu jenem milden Geiſt, deſſen wir unter dem Namen Gott gedenken. Weil da aber ein frei in die Nacht hinausleuchtender Blick der angemeſſenſte Gruß iſt, geſchah dies Aufſchauen auch meiſt ohne Fernrohr.

Auch Alexander Wacker ſtreckte ſeinen klugen Kopf aus dem Fenſter ſeines Schlafzimmers, das gegen den Rhein hinaus lag, und ſchien am Himmel Sterne zu zählen; es lief aber faſt ein Klang mit unter, als ob er Geld zählte. „Zehntauſend Franken ſind eben doch zehntauſend Franken,“ hörte ihn der Rhein ſagen; „ſo lieb mir ſonſt Dorothea wäre. — Das ſind nun die neun Sterne; und die neunte Nacht iſt's auch. Ich weiß wohl, wer morgen zuerſt kommt. Die

Sternengeſchichte gibt mir dann die erwünſchte Gelegenheit, die Sache mit der Jungfer Clara ins Gleiten zu bringen.“

Nebendran hielt ein anderer ſein ſchwarzes Haupt über der ſchimmernden Tiefe und der Rhein wunderte ſich rechtſchaffen über das Deutſch, das er da zu hören bekam. „Weiß ich genau ganz, wer ſeh ich zuerſt, wenn ſind ſpazier nach England meine neun Stern. Wer ſoll ſonſt komm? Dorothea komm ſie und ich will ihr ſag das, daß ich hab gezählt neun Stern neunmal und iſt gekommen zuerſt ſie vor meiner Aug.“

Weitere zwei Augenpaare ſpähten durch eine Lucke des Glasdaches auf Herrn Wäldleins Haus und zählten auch Sterne; und zwei roſige Munde ſtritten ſich leiſe bei jedem einzelnen, weſſen er ſein ſolle; dann nahm ihn die eine oder andere der beiden Jungfräulein in Beſitz, indem ſie ihn ihrem Häufchen beigeſellte. Der Sirius gehörte Dorothea, der Jupiter Monika, jene hatte die Venus für ſich gewonnen, dieſe kannte den Mars um ſo beſſer an ſeinem roten Laternchen. Die ſchönen Nachbarſterne mit den kurzen Namen Zubenelgenubi und Zubeneſchemali teilten ſie ſich nach ihren Standorten zu, der Rechtsſtehenden den rechten und der andern den linken. Und das ging ſo fort durch den ganzen Himmel, mit Streiten und Regiſtrieren verging die Zeit und ums Umſehen war's Mitternacht.

Der Mond goß aus ſeiner ſtillen Höhe ganze Bäche Lichtes auf die ſchlummernde Welt herab. Ein Guß ſtürzte auch durch die Scheiben des Glasdaches in den Luftſchacht bis auf den Grund des Hauſes hinab, ſo daß das ganze Innere von einem magiſchen Glanz erhellt war, in dem die beiden Sterndeuterinnen ihr heimliches Weſen noch eine Weile weiter trieben. Und da ſie nun endlich ihre Neune zum neunten Mal beiſammen hatten, gaben ſie ſich die Hände und ſagten faſt aus einem Mund: „Alſo morgen früh; verſchlafe dich nicht.“ Dann huſchten zwei bewegliche Schatten durch den Mondſchein die Bodentreppe hinab, drunten gingen zwei Türen, zwei Riegel wurden vorgeſtoßen, von zwei Seiten her hörte man Mädchenſtiefelchen vom eiligen Ausziehen fallen — und dann war's ſtill. Nur der Mondglanz ſchwamm verſchwiegen an verſchloſſenen Türen vorbei treppauf und treppab. — — —

Und wie der Mond weiter wandelte, zog ſich ſein Licht immer mehr aus der Tiefe des Hauſes in die Höhe zurück. Jetzt verſilberte er noch die Stäbe des Treppengeländers, das vom erſten zum zweiten Stock hinauf führte, jetzt machte er aus dem Schutzgehege um die Lichtöffnung im zweiten Stock ein goldenes Häglein um ein ſchweigſames Brunnengeheimnis. Drunten in der Tiefe hörte man auch wirklich ein leiſes Ticken von Waſſer-

tropfen, und noch tiefer ein volles Rauſchen von fließendem Gewäſſer.

Aber auch dieſe Illuſion nahm der Mond mit ſich, indem er endlich vollends aus der Lucke heraus-ſtieg. Nur ein zartes Schimmern ließ er auf dem Glasdach zurück, das die ganze Nacht hindurch nicht verging.

Drittes Kapitel

Als die Sonne ihre erſten Pfeile durch das Glasdach ſchoß, ging die Türe einer der beiden Dachkammern auf. Heraus trat Antonio mit den Pantoffeln in der Hand. Leiſe ſchloß er hinter ſich die Türe, behutſam ſtieg er die Treppe hinab, herzhafter ſchritt er durch die obere Küche an Dorotheas Tür vorbei. Und weil Antonios Blicke ebendieſe Tür ſo ſehnſüchtig umfaßten, ging es ihnen auch nicht verloren, daß drinnen bereits Bewegung war, denn das Schlüſſelloch war bald hell, bald dunkel, je nachdem ein regſamer Körper davor oder davon weg trat. Als Antonio aber auch droben in Monikas Kämmerlein etwas klappern hörte, hatte das keinen andern Erfolg bei ihm, als daß er ſeine Schritte beſchleunigte.

Antonio war endgültig in der Werkſtätte verſchwunden und man hörte ihn drinnen ſchon mit dem Werkzeug hantieren, als im erſten Stock die Türe rechts mit einem leiſe ſingenden Ton aufging. Der Ton war ein C, aber Dorothea nahm ihn heute nicht ab, um ihr alltägliches Morgenlied:

Früh morgens, wenn die Hähne kräh'n, damit anzuſtimmen. Vielmehr warf ſie der alten Stimmflöte einen unwirſchen Blick zu, und wenn es nur angegangen wäre, ſo hätte ſie ſie hängen laſſen, wie ſie gerade hing; da das aber wegen der neugierigen Männeraugen nicht ſein konnte, ließ ſie auch das unvermeidlich folgende Es noch über ſich ergehen, ehe ſie ihr Körbchen vom Haken und an den Arm nahm und die Treppe hinabſchlich. Vor der Tür der Werkſtätte angelangt, ſchrak ſie plötzlich zuſammen, denn deutlich hörte ſie drinnen Schritte darauf zugehen; ihr Herz pochte und die Angſt in ihrem Geſicht muß vermutlich ſo ausgelegt werden, daß es ihr gar nicht recht geweſen wäre, wenn ſich nun beſagte Türe geöffnet hätte und Antonio ihr mit einem freundlichen „Gut Tagg" vor die Augen getreten wäre. Antonio war aber nur nach dem entſprungenen Garnknäuel gegangen und Dorothea konnte, als ſie das ärgſte Zittern in ihren Knien überwunden hatte, ihren heimlichen Weg fortſetzen, der ſie durch Herrn Wäldleins Ladenräume hindurch aus dem Haus führte. Mit bänglich geſenktem Köpfchen tat ſie die zwanzig Schritte bis zur nächſten Ladentüre, denn man konnte ja nicht wiſſen, wer ſein Geſicht ſchon aus dem Fenſter heraus hing oder in der Morgenſonne ſpazieren trug. Und dann klang das Glöcklein an über der Ladentüre und

für Herrn Wacker ſchlug ein Blitz aus heiterem Himmel herein; denn die hatte er nicht erwartet. Und dabei war es der neunte Morgen und ſie der erſte Menſch überhaupt, der ihm heute vor das verblüffte Geſicht trat.

„Herrgott, Fräulein Schatten, haben Sie mich jetzt erſchreckt," ſagte er mit dumpfer Verzweiflung im Herzen; denn wie ihm das Glöcklein nun in den Ohren verklang, ſo ſchien ihm auch in der Ferne das ſilberne Klingeln von zehntauſend Franken zu verhallen.

Dorothea nahm das aber für einen gut gelungenen Scherz und fragte ihn lächelnd, in welchem von beiden böſen Gewiſſen dies Erſchrecken ſeine Urſache habe, im permanenten des Spezierers oder im periodiſchen des Mannes? Worauf er die ſchüchterne Vermutung verlauten ließ, daß Fräulein Schatten vorzüglich geſchlafen haben müſſe.

„O ja," verplauderte ſie ſich, „und ich habe die ganze Nacht von Sternen geträumt."

Nun war das Erſchrecken an ihr; aber aus den kläglichen Windlichtern, die ihr Geſicht überflogen, ward ihm eine Erleuchtung. Und als es ihm nachher gelang, ihr in die Augen zu ſchauen, ſah er, daß es juſt neune waren, von denen ſie geträumt hatte. Da wurde ihm etwas eng ums Herz und er ſagte mit ſtiller Empfindung:

„Was wünſchen Sie, Fräulein Schatten?"

Ebenſo erwiderte ſie:

„Ein Pfund Kaffee zu Eins ſechzig.“

„Geröſtet?“

„Ja.“

Und als ſie mit einem beklommenen „Leben Sie wohl“ aus dem Laden ging, wußte weder er noch ſie, daß ſie ein Pfund Ungeröſteten zu zwei Franken im Körbchen hatte.

Indeſſen hatte Antonio ſich die Zeit damit vertrieben, aus Herrn Wäldleins Haus eine Baßgeige zu machen. An einem Haken am Türpfoſten hatte er die Saite angebracht, einen langen, triefenden Pechdraht, und nun ſtrich er ſein Adagio mit einer Innigkeit und einer Gefühlstiefe, daß die alte Bratſche von einem Haus bis in ihr letztes Winkelchen hinein leiſe erbebte. Jetzt ſank der Ton bis zur tiefſten Reſignation hinunter und es war eine Weile, als wolle er dort liegen bleiben und ſterben. Aber da raffte er ſich von neuem auf. Mit leiſem, heiterem Summen ſtieg er die Tonleiter hinan, immer kecker von Sproſſe zu Sproſſe, immer fröhlicher in ſeinem braunen Röckchen dem Himmelblau der Hoffnung entgegen; und da, als er gerade in zitternder Erwartung eine Weile einhielt und ſeine Ausſichten mit einem hellen Blick überſchaute: da ſchwebte auch ein leichter Frauenſchritt auf die Türe zu. „Da komm' ſie Dorothea!“ flüſterten Antonios Lippen, und mächtiger

erklang ſeine Pechſaite. Er ſtrich mit bewegtem Herzen, ſeine Augen und alle Sinne waren aber bei der Türe. Jetzt ging der Drücker hinab — Antonio ſah ordentlich durch die Türe hindurch die ſüße, weiße Hand auf dem eiſernen Griff liegen. Nun öffnete ſich die Türe; noch ein Jubelklang — und dann ein plötzliches Verſtummen. Sein Arm ſank herab und der Streichfetzen entfiel ſeiner Hand.

Und doch gab es zu jener Zeit nichts Lieblicheres und Süßeres, als Monikas Stimme, da ſie ihn bat, ihr den böſen Nagel aus ihrem Pantöffelchen zu ziehen, als den ſeelenvollen Blick und das verſchämte Lächeln, womit ſie dies Verlangen begleitete. Konnte denn ſie etwas dafür, daß ſie nicht die Dorothea war? Und doch waren ſeine Freudenbezeugungen über ihre morgendlich mit Liebreiz überhauchte perſönliche Gegenwart ſo gering, daß es eigentlich gar keine waren. Stumm nahm er der Verſchüchterten das Schühchen aus der Hand, gab es ihr aber bald zurück mit der lakoniſchen Diagnoſe: „Ggan ſind ggeini Nagel.“

„Dann iſt's wohl der Linke,“ ſagte ſie und ſtreifte ſich auch das andere Pantöffelchen vom Füßchen.

„Hier ſind Nagel auch ggeini,“ konſtatierte abermals mit Stirnrunzeln der Unerbittliche.

Monika ſeufzte. Sie hätte nicht gedacht, daß

ein junger Mann in ſolchen Dingen ſo dumm ſein konnte. Sie ſchlüpfte wieder in ihre Pantöffelchen, und nachdem ſie noch auf irgend etwas gewartet hatte, ſeufzte ſie abermals.

„Nichts für ungut denn,“ bat ſie, indem ſie ſich zum Gehen wandte.

„Mache nixe,“ wehrte er ab und kehrte ſich wieder ſeinem Draht zu. Zornig ſpannte er die hänfene Saite an und ſchnarrend klang dem betrübten Mädchen ihr mißtöniges Lied aus der Werkſtätte nach. Doch tröſtete ſich Monika bald wieder; ſie hatte ihn doch geſehen und er hatte auch nicht vermeiden können, ſie anzuſchauen. Das andere würde ſich nun ſchon geben.

Frau Matthee trat eben rechtzeitig aus ihrem Haustor, um die Jungfer Schatten ſo früh aus Herrn Wackers Ladentüre kommen und in ihr Haus hinüber huſchen zu ſehen. Alſobald pickte ſie die Neuigkeit mit ihrer ſpitzen Naſe auf, um aus dem Zufallskörnlein mit gutem Verſtändnis ein Schwätzlein zu entwickeln. Denn ſie wußte, daß der Bewerber um die Hand der Jungfer Schatten eine Mitgift von fünfzehntauſend Franken zu erwarten habe und daß Herr Wacker einen ſolchen Wink keineswegs verachtete.

Und dabei ſei ſie flink wie ein Wieſel, handlich, geſchickt, fleißig und immer guten Mutes. Und daß die einmal ihren Mann glücklich mache, das

ſei ſo deutlich, wie das Amen in der Kirche, wenn's der Küſter nicht verläute und der Lehrer nicht verorgle. Wünſche gute Geſchäfte zu machen, Herr Wacker.

Auf dieſe Weiſe könne auch der Gaisbock ein Geweih haben, dachte nachher Herr Wacker. Wenn's auch nur knapp ſoviel machte wie bei der Clara, dann wäre er ſchon zufrieden. — „Jetzt bekommen die Sterne doch recht und die Clara muß ſich tröſten."

Dieſes Selbſtgeſpräch trat der dumme Tobias mit ſeinen genagelten Schuhen mitten entzwei; und mit ſeinem Erſcheinen nahm der Tag ſeinen regelmäßigen Fortgang nach den Unregelmäßigkeiten dieſes Morgens.

Viertes Kapitel

Als der Meiſter einige Tage nach dieſen Ereigniſſen von einem Ausgang ſpät abends nach Hauſe kam und wie gewöhnlich vor dem Zubettegehen noch einmal in die Werkſtätte trat, ſah er mitten auf dem Stubenboden einen Schuh liegen. Das war eine befremdliche Tatſache, denn ſolche Verſtöße gegen die Ordnung war er weder von Dorothea noch von Antonio gewöhnt. Als er den einſamen Verlorenen aufhob und auf ſeine Herkunft betrachtete, erkannte er in ihm den linken Unglücklichen, den neulich Herr Wacker ſchon einmal zum Reparieren gebracht und der ſich immer noch nicht völlig hatte tröſten können ob der empfangenen Mißhandlung von ſeiten des rachſüchtigen Antonio. Meiſter Schatten ſchüttelte das Haupt, erſtens darüber, daß der Schuh überhaupt ſchon wieder da war, zweitens deshalb, weil er ſo troſtlos mitten in der Stube gelegen hatte. Er ſtellte ihn in das Schuhkäſtchen zu vielen andern Patienten, die hier ihrer Wiederherſtellung mit gemiſchten Gefühlen entgegenſahen; denn nur deshalb geheilt

zu werden, um ſich weiterhin mit Füßen treten zu laſſen, mag ſelbſt einem Stiefel kein glänzendes Schickſal ſcheinen.

Der Meiſter Schatten begab ſich darauf zu Bette, wir aber verfolgen den Weg zurück, den der verdächtige Schuh in ſeine Werkſtätte genommen hat, und gelangen auf dieſe Art in das Haus, in welchem ſich Herrn Wackers Laden befindet. Im Laden hält ſich niemand auf, als eine Maus, die auf einer Eier-Kiſte ſitzend eine Muskatnuß zwiſchen den Pfötchen dreht und von allen Seiten beſchnüffelt. Der Eigentümer dieſer und anderer Herrlichkeiten aber wird darüber angetroffen, wie er im Fenſter ſeines Schlafzimmers hängend die unglaublichſten Turnerſtücke ausführt mit dem ſinnigen Zweck, von den Licht- und Schattenbildern an Dorotheas Fenſtervorhängen ſo wenig als möglich zu verlieren.

Herrn Wacker war es an dieſem Abend nicht unbekannt und nicht unlieb geweſen, daß Meiſter Schatten den neuen Pfarrer wählen helfen ging. Nun hätte er ſeinen Späherpoſten hinter dem kunſtvoll aus Marſeiller-Seife hergeſtellten Turm Babel ruhig verlaſſen können, nachdem er des Meiſters linken Fuß um die Straßenecke hatte ihm nach verſchwinden ſehen; er war jedoch damit noch nicht völlig zufrieden, denn zu dem, was er vorhatte, konnte ihm auch Antonio, der tüchtig ge-

ſinnte Antonio, nur von geringem Nutzen ſein. Kaum aber hatte ſich dieſer mit ſeinem blauen Rock im Gewühl ſtraßabwärts verloren, ſo bekam Tobias die überraſchende Weiſung, die Rollläden herunterzulaſſen, was er ſich nicht zweimal ſagen ließ. Im Nu war von ihm auch das Übrige beſorgt, und als ihm Herr Wacker noch ein Fäßchen Schmalz aufladen wollte, weil es — nach ſeiner Anſicht — ihm auch wieder am Wege lag, da war der Junge ſchon weit in der Verwirklichung ſeiner Feierabend-Pläne vorgeſchritten und nirgends mehr aufzutreiben. So ſchloß denn Herr Wacker ſeine Räume ab, nachdem er zuvor ſeine drei Mausfallen revidiert und die Rattenfalle friſch gerichtet hatte.

Und droben in ſeinem Zimmer geſchah es, daß Herr Wacker einen ſchon tagelang bereitſtehenden Schuh aus dem Schäftchen nahm, im Vergeſſen in die heutige Zeitung mit dem neueſten Kursbericht wickelte, ohne von dieſem noch Kenntnis genommen zu haben, und dann ſeinen eigenen Kurs nach Meiſter Schattens Werkſtätte nahm.

In Meiſter Schattens Werkſtätte am Fenſter ſtand Meiſter Schattens Dorothea und verſammelte vor dem Schlafengehen noch einmal die Fiſche unter ihre Augen. Dabei dachte ſie an Alexander Wacker und an ſeine Makkaroni, und daß ſie eigentlich doch nicht ſo recht damit zu-

frieden ſei; ſie kochten ihr zu weich und waren auch im Geſchmack nicht völlig einwandsfrei. Er ſollte eine Frau haben, die ihm das ſagte. Dann lächelte ſie und hätte vielleicht noch gelacht, wenn nicht in dieſem Augenblick an die Tür geklopft worden und auf ihr Herein der Spezierer ſelber ins Zimmer getreten wäre.

„Ei Fräulein, ſo ganz allein?“ rief der Heuchler verwundert. „Wo iſt der Herr Papa? Ich hätte ein Anliegen an ihn.“

„Der Vater iſt ausgegangen,“ war die einigermaßen verzagte Antwort.

„Nun, Antonio kann mir auch aushelfen.“ Herr Wacker ſah ſich um. „Auch nicht da? Ich meinte ihn doch klopfen zu hören?“

„Er iſt auch fort,“ ſagte ſie mit niedergeſchlagenen Augen.

„So ſind Sie alſo ganz allein?“

„Ja.“

„Es handelt ſich um den alten Schaden,“ hob dann Herr Wacker wieder an. „Wo es eben einmal ſteckt, da ſteckt es,“ ſchloß er mit Bedeutung.

„Ja,“ wiederholte ſie leiſe; „wo es einmal ſteckt, da ſteckt es.“

Drunten warteten die Fiſche auf die Fortſetzung der unterbrochenen Mahlzeit.

„Waren Sie dabei, Ihre Koſtgänger zu verſorgen?“ fragte dann Herr Wacker mit ſeinem

liebenswürdigſten Lächeln. Und als Dorothea bejahte, bat er ſie, mit der reizenden Beſchäftigung fortzufahren und ihn als Zuſchauer an ihrer Seite zu dulden.

Das geſchah denn, und Fiſche, Jungfrau und Spezereihändler machten zuſammen eine Weile eine gleichmäßig ſtumme Geſellſchaft aus; nur die Beſchäftigung war verſchieden. Die Fiſche ſprangen und ſchnappten nach Dorotheas Broſamen und es hatte dabei gar keine Gefahr für die Jungfrau. Nicht ganz dasſelbe kann verſichert werden von dem Sprung, zu dem ſich Herr Alexander Wacker rüſtete; der war auch ſchon lange ihren ſüßen Biſſen nachgegangen, ſtand aber heute leider im Begriff, das ganze Jungfräulein wegzuſchnappen. Dorothea war zwiegeteilt zwiſchen beiden: zwiſchen der Zufriedenheit, ihre Bröcklein ſo begehrt zu ſehen und zwiſchen der bänglichen Vorahnung, nächſtens ſelber angebiſſen zu werden.

Herr Wacker hatte ſeinen Plan fertig.

„Wiſſen Sie, was ich jetzt gedacht habe?“ fragte er ſeine Nachbarin.

Nein, das wußte ſie nicht.

„Soll ich's Ihnen ſagen?“

„Mein Gott, jetzt kommt's,“ dachte ſie und nickte bedrückt.

„Nun, ich dachte, wenn Sie jetzt ins Waſſer fielen, ſo ginge — Menſchenwert unberechnet —

für circa hundertundſechzig Franken Eigentum verloren.“

Dorothea atmete auf, wie nach abgewendeter Gefahr. Das war's alſo doch nicht geweſen. Sie ſah ihn verwundert an und fragte ihn, ſchon wieder mit einem Aufblitzen von Schalkheit, was das heißen ſolle.

„Das ſoll heißen, daß hundertundſechzig Franken an Kleiderwert im Hauptbuch der Lebendigen abgeſchrieben werden müßten, ſofern es ganz ſchlimm ausfiele.“

Dorothea lachte.

„Und das will Kaufmann ſein? Kein Wunder!“ Das „kein Wunder“ bezog ſich auf jenen Ungeröſteten zu zwei Franken. „Wollen Sie mir etwa weismachen, ich trüge, wie ich da bin, für hundertundſechzig Franken Kleider an mir?“

„Lachen Sie nur; meine Rechnung ſtimmt doch!“

„Nein, ſie ſtimmt nicht.“

„Nachrechnen.“

Noch einen Moment ſah ſie ihm prüfend ins Geſicht; dann ſagte ſie: „Alſo, nachrechnen; Sie verſpielen aber. Fangen wir unten an. Schuhe: Fünfzehn Franken.“

„Fünfzehn,“ zählte er.

„Kleid: Dreißig Franken.“

„Fünfundvierzig.“

„Das — das Übrige — das Übrige summa fünfundzwanzig Franken —.“

„Siebenzig Franken,“ ſtellte er gleichmütig feſt.

„Nun, ich bin fertig,“ triumphierte ſie. „Wo bleiben die andern neunzig?“

Er ſah ſie mit einem vollen Blick an.

„Die andern neunzig, Fräulein Dorothea,“ ſagte er, „die flögen an meinem Leibe Ihnen nach und würden entweder mit Ihren ſiebenzig gerettet oder gingen mit ihnen verloren.“

Sie knickte zuſammen. Das war's alſo doch. Was ſollte man nun dazu ſagen? Wenn er's nur kurz machen wollte!

Und er machte es kurz. Er faßte ihre Hand und ſchaute ihr treuherzig ins Geſicht.

„Sind Sie — wären Sie damit einverſtanden?“ fragte er. Und als ſie nickte, fuhr er weiter. „Sehen Sie, das erſtere möchte einmal vorkommen und ich wäre weit weg, dann könnten wir das Exempel nicht ausführen. Wollten Sie nicht lieber zu mir ziehen, damit ich immer bei der Hand bin? Nicht, Ihnen ins Waſſer nachzuſpringen; das wollen wir überhaupt außer Betracht laſſen. Aber ich will dich lieb haben und du ſollſt meine kluge Frau ſein. Willſt du? Willſt du, Dorothea?“

Ja, Dorothea wollte. In dieſem Augenblick geſchah es, daß der Schuh, den Herr Wacker

immer noch in der Hand gehalten hatte, einen weiten Bogen ins Zimmer hinein beſchrieb, denn für dieſe Hand hatte ſich eine andere Verwendung gefunden. Das Papier flog unterwegs davon weg und der Schuh wälzte ſich noch vollends bis an den Ort, wo ihn der Meiſter nach zwei Stunden fand.

Fünftes Kapitel

„Ja, dies Jahr ſo eins und das andere Jahr ſo eins.“

Dieſe tiefſinnige Bemerkung Herrn Wackers bezog ſich auf das Wetter, von dem ſoeben Clara behauptet hatte, es nähme es im Großen, wie ein Tuchgroßhändler, jetzt fünfzig Meter blaue Seide, dann fünfzig Meter graues Tuch. Dieſer Feſtſtellung fügte ſie die Anſicht bei, daß man ſich dazu halten müſſe, ſo lange Vorrat vorhanden ſei, ſich aus der blauen Seide ſo viel Vergnügen als möglich herauszuſchneidern, und die Frage, was Herr Wacker meine, wie lange der Seidenſtreifen noch reiche und ob er für morgen auch ſchon ſein Programm gemacht habe.

Herr Wacker als feinbeſaiteter junger Mann hörte allerdings, daß letztere Frage ſehr anmutsvoll mit einer Schleppe rauſchte: „— ſonſt wüßte ich etwas für dich,“ bedeutete dies Rauſchen. Es ſchien ihm aber nicht angenehm zu ſein, daß ſie etwas für ihn wußte und er beeilte ſich, ihr zu verſichern, daß der blau-

ſeidene Streifen vermutlich ſchon heute abend zu Ende ſein werde. Er merke es an ſeinem Sauerkraut, es rieche ſo ſtark, und die Fliegen ſeien rein wie beſeſſen auf den Limburger Käſe, was immer einen Umſchlag im Wetter bedeute. Bei ſchöner Witterung hielten ſich die Fliegen mehr an den Schweizerkäſe und ſei der Schinkengeruch vorherrſchend im Laden. Ihm könne es indeſſen gleichgültig ſein, was der Himmel morgen für ein Geſicht mache; er habe ſo viel zu ſchreiben, daß er an ein Ausgehen gar nicht denken könne; und wenn ihm doch etwa ein paar Stunden bleiben ſollten, ſo müſſe er notwendig nach Hauweiler reiſen, da ſeine Bauernwürſte „ſchon wieder“ am Ausgehen ſeien; und da die Obſternte in Ausſicht ſtehe, gedenke er zugleich mit ſeinen bäuerlichen Geſchäftsfreunden Verträge für Lieferung von Dörrobſt abzuſchließen; denn er halte auf rechte Ware und wolle lieber etwas weniger verdienen daran. Ach ja, er habe ſich auf eine rechte Arbeitslaſt gefaßt gemacht, als er das Geſchäft anfing; aber ſo arg habe er ſich's nicht vorgeſtellt; er ſei um reichlich zehn Pfund leichter geworden im verfloſſenen Jahr und bedürfe endlich doch bald einer Hilfe.

Bei letzterem Satz hätte er nach Claras eigener Meinung ſie anſehen ſollen, obgleich ſie ein wenig errötet war und noch tiefer hätte erröten müſſen,

wenn er wirklich alſo getan hätte. Er tat aber nicht alſo, ſondern dachte an Dorothea und daran, was er morgen mit ihrem Vater reden wollte. Von ſolchen Gedanken eingenommen, fragte er das hübſche Mädchen in geſchäftsmäßiger Freundlichkeit über den Ladentiſch hinüber, ob ihr ſonſt noch etwas gefällig ſei, worauf ſie ein betrübtes Nein hören ließ und mit ihrem Körbchen ſich entfernte, gerade als Frau Mathee mit der ſpitzen Naſe, die ſich auch ſchon unterwegs befand, bei ſich feſtgeſtellt hatte, man wiſſe eigentlich nun gar nicht mehr recht, welcher von beiden es gelte, der Clara oder der Dorothea.

Um dieſelbe Zeit geſchah es, daß Meiſter Schatten in ſeine Werkſtätte trat, wo er gerade einen Vortrag unterbrach, den Antonio einem Schuh auf italieniſch hielt. Um was es ſich bei dieſer Rede handelte, iſt nicht mehr zu ermitteln; doch ſtieg ihm das Blut in den Kopf, als Meiſter Schatten die Frage an ihn ſtellte, ob er geſtern abend den Schuh von Herrn Wacker in Empfang genommen habe. Der Schluß: „dann war es Dorothea,“ ſtimmte ihn juſt nicht fröhlich, denn er fand durchaus nichts Tröſtliches in dem Gedanken, daß Dorothea mit Herrn Wacker allein in der Werkſtätte geweſen ſein könnte.

Als nach einiger Zeit Dorothea ſelbſt in die Werkſtätte trat, um den Tiſch in der Ecke beim

Fenſter für den Morgenkaffee vorzubereiten, wiederholte der Meiſter mit beſſerem Erfolg ſeine Frage nach den Umſtänden, unter welchen der Schuh in die Werkſtätte gekommen ſei; wie nun auch Antonio auf das Gewiſſeſte erfuhr, daß wirklich und wahrhaftig geſtern abend Herr Wacker mit Dorothea allein in der Werkſtätte geweſen war. Die zweite Frage des Vaters, wie es komme, daß der Schuh ſo mitten in der Stube gelegen habe, machte ihr ſchier den Schimmel ſcheu. Sie wiſſe nicht darum, ſagte ſie; Herr Wacker habe den Schuh ſelber „weggelegt“ und wolle morgen nachmittag kommen, um den Vater etwas zu fragen. Auch habe ſie ſelber ihm nachher etwas zu ſagen, wenn er dann Zeit haben werde. Sie meinte, ſie habe damit ganz unverfängliche Bemerkungen gemacht, die nur in geſchäftlichem Sinn aufgefaßt werden könnten. Antonio war aber nicht ſo dumm und ſelbſt der alte Mann ſtutzte ein wenig. Es ſchien ihr aber nicht darum zu tun zu ſein, den Eindruck zu beobachten, den ihre Worte auf die Männer hervorbrachten, oder denn: ſie hatte die Milch auf dem Feuer ſtehen, daß ſie die Werkſtätte ſo ſchnell danach verließ.

„Hm, hm!“ ſagte der Meiſter; ſonſt nichts. Antonio beſchränkte ſich darauf, eine Ahle abzubrechen und einen gewiſſen Diavolo zum Zeugen deſſen anzurufen. Dieſe Vorgänge blieben indeſſen

das einzige Auffällige im Benehmen der drei Leute; und wenn der Kaffee von jenem Ungeröſteten eine allſeitig vorhandene innerliche Erregung auch nicht zu beſeitigen vermochte, ſo wurde ſie durch die Beſchäftigung mit ihm doch in fruchtbringende Bahnen geleitet. Dorothea trank ſich Mut zur bevorſtehenden Eröffnung, Meiſter Schatten einige Neugierde, ſoweit es ſeine alten Tage zuließen, und Antonio die Erkenntnis, daß die Sohle ſofort geklopft werden müſſe, wenn ſie nicht nachher zu trocken ſein ſollte; und es gibt Sohlen, die ſich nur einmal einweichen und mit Erfolg klopfen laſſen.

Nach dem Frühſtück begab ſich der Meiſter nach dem Wohnzimmer im erſten Stock, um dort ſeine Pfeife zu holen, denn er rauchte nie, ehe er etwas genoſſen hatte. Dahin folgte ihm bald darauf Dorothea, um ihm unter einigem Zupfen an der gehäkelten Kommodendecke anzuvertrauen, daß die Katze heute ſich noch nicht gezeigt habe; es ſei zu beſorgen, daß ſie beim Fiſchen ertrunken ſei, wie übrigens ja ſchon lange zu erwarten geſtanden habe.

„Was ihr ganz recht geſchehen wäre," entgegnete der Meiſter. „Ich habe es ihr oft genug vorausgeſagt."

Dann nahm er die neuere Mütze vom Nagel, beſah ſie von allen Seiten, ſtäubte mit dem Taſchen

tuch den Schirm ab und ſetzte ſie dann bedächtig auf, was alles ſoviel bedeutete, als: „Nun, wird's bald?“ Bemerkt werden ſoll noch, daß er nie vor dem Kaffee eine Mütze aufſetzte, dann aber, wenn er glänzender Laune war, die ganz neue, war die Stimmung ſo, ſo, die neuere, war ſie düſter, die alte, Sturmmütze getauft von ſeinen Lehrlingen ſelig.

Dorothea hatte ihrem Vater bei ſolchen Beſchäftigungen aufmerkſam zugeſchaut; nun ſagte ſie aus ihren Gedanken heraus:

„Weißt du auch, Vater, daß Herr Wacker mit Vornamen Alexander heißt?“ Und als der alte Mann ſie nur verſtändnislos anſchaute, fügte ſie bei: „Ich hätte nicht gedacht, daß er Alexander heißt.“

„Ei ja,“ ſagte er; „der Name iſt ordentlich, aber er iſt auch koſtſpielig.“ Dann ſchaute er auf ſeine Rauchwölkchen und wartete weiter auf die beſondere Mitteilung; denn das konnte es nicht wohl ſein.

„Warum koſtſpielig, Vater?“ fragte aber Dorothea zurück.

„Weil er neun Buchſtaben hat. Bei Firmenſchildern muß man nach Buchſtaben zahlen. Das haben die Maler vor uns voraus. Ob ich an einer Sohle hundert oder hundertfünfzig Stiche mache, das bleibt ſich gleich: zu teuer iſt es ihnen allewege.“

Dabei ſah er nach ſeiner Sturmmütze; denn dies war der einzige Punkt, um den er mit der Menſchheit haderte. „Auf dem Schild ſteht übrigens nur ‚A. Wacker‘. Woher weißt du, daß er Alexander heißt?“

„Nun, er hat mir's doch geſagt. Wir haben — wir haben — Merkſt du denn nichts, Vater?“

Schatten ſchaute aus ſeinen Werktagkleidern erſtaunt in den hohen Feſttag hinein, in dem er ſein Töchterlein nun plötzlich mitten inne ſtehen ſah. Das mußte es wohl ſein, was ſie ihm zu ſagen hatte. Er hätte jetzt etwas ſprechen, zum mindeſten denken ſollen, und fing doch erſt recht an, ſich zu verwundern. Es war aber nun wirklich an der Zeit, daß er ihr jemand entgegenſchickte. Und jetzt kam es ihm.

„Ihr — ihr habt etwas zugeſchnitten miteinander,“ ſagte er in plötzlicher Erleuchtung.

Sie nickte glückſelig mit dem Kopf.

„Und morgen —“

„Morgen wollt ihr's zur Naht machen, und ich ſoll euch das Bodenleder dazu geben, nicht?“

Wieder nickte ſie.

„Hm!“ machte er und ſchaute ſeine Tochter freundlich an. „Das heißt: haſt du ihm angezeigt, was du mitbekommſt?“

Es fiel ihm bei, daß Herr Wacker einmal

geſagt hatte, ſeine Frau dürfe ſchlechterdings nicht mit leeren Händen zu ihm kommen, es ſei denn, daß ihr jemand das Geldſäcklein nachtrüge; ſein Geſchäft verlange es ſo. Als nun daher Dorothea entgegnete, daß Alexander gar nicht danach gefragt habe, zog der Meiſter die Augenbrauen in die Höhe.

„Hm, hm," machte er noch einmal. Dann nickte er aber dem Mädchen ermutigend zu. „Herr Wacker iſt ein tüchtiger junger Menſch, und er wird ja wiſſen, was er tut."

Und nachdem er ſeine Pfeife, die ihm vor Verwunderung ausgegangen war, wieder in Brand geſteckt hatte, dampfte er gemächlich hinaus, um ſich nach der Werkſtätte zurückzubegeben.

Dort hatte ſeit geraumer Zeit mit beträchtlicher Ungeduld Antonio ſeiner geharrt; er hatte ihm auch etwas zu ſagen und zwar gar nichts Geringes, und hatte ſich auf's beſte darauf vorbereitet. Als aber nun der Meiſter vor ihm ſaß und ſich im Bewußtſein des Vorgefallenen und Bevorſtehenden gehabte wie einer, der heute nicht zu haben iſt, wurde die Sache doch ein wenig umſtändlicher für Antonio. Vollends der dringende Verdacht, daß etwas geſchehen ſein möchte in gewiſſen Sachen, ſchuf ihm ebenſoviel bange Ungewißheit als zornigen Wagemut, ſo daß er ſich zwar mit viel Gefühlen herumzuſchlagen hatte,

im großen aber doch nichts Rechtes vor ſich brachte. Doch behielt er den angefangenen Schuh feſt im Spannriemen und ließ ihn ſich in der Folge auch vom Meiſter nicht entwinden. Denn war dieſem ſeines Geſellen Neigung zu Dorothea ſchon nicht verborgen geblieben, ſo ahnte er nun auch kraft ſeiner ſeeliſchen Fühlhörner Antonios Gemütsverfaſſung und Abſichten voraus.

„Bin ich nun ſchon viel lang hier," leitete Antonio nach zwei vergebenen Anſätzen den Angriff ein. „Ich habe gelernt und kann meiner Handwerk viel gut. Ich bin fleißig geweſen und bin erſpart fünfhundert Lire, was macht mit meiner Vermög tauſend Lire viel Vermög."

Der Meiſter antwortete darauf, Antonio möge zuſehen, daß er mit der Sohle nicht zu breit werde; das mache ſich nicht gut an Damenſchuhen.

„Ich bin gefahren viel herum", fuhr Antonio fort, „in Länder, wo man bet zur Madonna und in Länder, wo man bet zum evangeliſch Herrgott. Hier iſt der evangeliſch Herrgott Meiſter, gefällt mir aber ſo gut, als iſt Madonna Stellvertreterin. Ich bin müd vom Fremdſein und will ausruh von mein Müdigkeit in ein eigener Lehnſtuhl, wo bei mir ſitz einer liebe Frau."

Die Ideenverbindung iſt nicht nachweisbar, die den beunruhigten Meiſter dazu veranlaßte, Antonio zu fragen, ob er auch ſchon ruſſiſche

Waſſerſtiefel gemacht habe. Antonio hätte lieber von Hochzeitsſtiefelchen gehört, mußte aber doch die Frage beantworten, und zwar mit Nein, woraus denn der Meiſter Gelegenheit nahm, dem Geſellen eine eingehende Beſchreibung zu liefern von der zweckmäßigen Herſtellungsweiſe erſtlich des Rohmaterials — des Juchtenleders, Kautſchuks, ſogar des Fiſchtrans —, und darauf des Stiefels ſelber mit allen Zutaten, der Pechnähte mit zwanzigfädigen Drähten und der verſchiedenen Kautſchukfüllungen. Als nach einer halben Stunde, während deren man mit dem Meiſter in Petersburg, Moskau und Archangelsk geweſen, das Thema doch endlich erſchöpft war, wiſchten ſich der Vortragende und der Zuhörer den Schweiß von der Stirne, und Antonio fuhr mit ſeinen eigenen Betrachtungen fort.

„Ich habe mir ausgeſucht der Ort, wo ſoll ſteh' meiner Lehnſtuhl und weiß auch der Frau, wo ſoll ſitz bei mir; der Lehnſtuhl kann man kauf; um der Frau muß man aber frag der Vater."

Der bedrängte Meiſter wollte aber eben nicht, daß Antonio frag der Vater, vorläufig gewiß nicht und vielleicht überhaupt nicht, ſofern Das morgen mit dem jungen Kaufmann gut ablief. Seine Gedanken irrten hilfeſuchend in der Nähe und Ferne umher; plötzlich kroch einer von ihnen in das Schuhkäſtchen, wo er Herrn Wackers un-

glücklichen Schuh aufſtöberte. Das war das Rechte. Schon hatte ihn Meiſter Schatten in den Händen und ſchaute jetzt zum erſtenmal den Schaden genauer an.

„Geben Sie mir der Schuh, ich will ihm ſchon mach!“ ſagte raſch Antonio mit geheimer Unruhe; es paßte ihm nicht in den Vers, daß der Meiſter plötzlich eine kritiſche Anwandlung bekam und er trachtete, ihn ſolchermaßen gelinde darüber hinweg zu ſtoßen. Der Meiſter hatte aber Urſache, gründlich zu ſein.

„Natürlich, ich dachte mir's doch; der Schuh iſt noch neu, wie käme da ſchon ein Bruch dran! Das iſt geſchnitten, Antonio.“

Mit dieſen Worten und einem entſprechenden Begleitblick reichte Meiſter Schatten dem Geſellen den Schuh hinüber zur Einſichtnahme mit folgendem Schuldbekenntnis.

Indeſſen Antonio war ſchon wieder prächtig heraus.

„Ei, das iſt getan von der dumme Tobias. Der Schling hat gemacht Rache mit der Meſſer, wo er iſt zornig geweſen auf ſeiner Herr. O, dem will ich zieh der Ohr, daß er wird ſo lang wie ein Spannriem!“

Der Meiſter tat aber nicht, als ob er dieſer Auslegung Glaubwürdigkeit beimäße. Er ſagte nur mit unverkennbarem Mißtrauen: „Kann

ſein," und zuckte einmal mit den Schultern; und was er ſo von Antonios Unternehmungsluſt noch nicht erſchlagen hatte, das ſchwieg er vollends zu Tode. Denn zu gewiſſen Dingen gehört einmal für einen unverdorbenen Menſchen ein gutes Gewiſſen ſo notwendig, wie der Mond zu einer Mondſcheinpromenade. Bei alledem hatte aber der alte Meiſter keine Ahnung, wie nahe er mit ſeinem gemachten Verdacht der Wahrheit war. Der Handel verdarb ihm die Laune; und als er nach einer Stunde die Mütze wechſelte, war es durchaus nicht etwa eine weitere Finte. Die Sturmmütze war aber Antonio eine hinlängliche Bürgſchaft dafür, daß für heute in Sachen nichts mehr zu hoffen ſei.

So förderte er denn unter reſigniertem Schweigen ſein Tagewerk. Und als der Tag zu Ende ging, hatte er keinem der drei Menſchen gehalten, was der Morgen ihnen verſprochen hatte; denn auch Dorothea mußte mit ihrem jungen Glück unter der bedrückten Stimmung der andern ein wenig mitleiden.

Sechſtes Kapitel

Das einzige Erfreuliche, was aus dieſer Mißſtimmung hervorging, war ein früher Feierabend; wie man denn nie eifriger ſeine Arbeit betreibt, als mit einer Sorge im Herzen oder einem Problem im Kopfe. Was ſonſt erſt nach dem Nachteſſen zu geſchehen pflegte, konnte heute ſchon vorher abgetan werden; und als Dorothea erſchien, um den bekannten Tiſch wieder zu decken, war die Werkſtätte von Antonios Hand, beziehungsweiſe Kehrbeſen, bereits aufgeräumt und bis auf das letzte Lederſchnipfelchen von jeder Spur ſeiner und des Meiſters werktäglicher Geſchäftigkeit gereinigt.

Schweigend wie das Mittagsmahl wurde auch das Nachteſſen eingenommen. Dann trug Dorothea das Geſchirr hinaus, während Antonio ſeine Schuhe zu wichſen begann. Als der Tiſch vollends abgeräumt war, ſetzte ſich der Meiſter mit den Büchern daran, um die geſchäftlichen Ereigniſſe der Woche einzutragen. Dann entfernte ſich Antonio, um ſich auf ſein Zimmer zu begeben, aus welchem er nach einer kurzen Zeit im blauen Rock

die Treppe herab kam, mit einem unmutigen Seufzer durch die Küche im zweiten Stock hinter der geſchäftigen Dorothea und darauf durch die Küche im erſten Stock an der ebenſo eifrigen Monika vorbei ſchritt, endlich die letzte Treppe hinab ſtieg und durch Herrn Wäldleins Schuhladen das Haus verließ. Feſtgeſtellt zu werden verdient wohl auch, daß ihm zwei ſchöne Mädchenaugen die Straße hinab nachſchauten, bis ſein blauer Rock unter grauen, grünen und ſchwarzen verſchwunden war. Da Schattens vorn hinaus kein Zimmer beſaßen, mußten die Augen doch wohl jemand von Wäldleins zugehören.

Nun ſpülte Monika ihre Taſſen — bei Wäldleins hatte es heute wegen der Samstags-Arbeit nur Kaffee gegeben, indeſſen Dorothea trotzdem ein rechtſchaffenes Nachteſſen zuwege gebracht und daher Teller zu waſchen hatte. Da es Monika nicht bekannt war, wohin der Gegenſtand ihrer Neigung gegangen war, mußten ihre Gedanken dabei ziemlich ungewiß in der Ferne herumſchweifen, während Dorotheas Geiſter ſo recht wohlig in der Nähe bleiben durften. Dazu machte das vereinigte Klappern aus der Küche im erſten und derjenigen im zweiten Stock eine verloren heimelige Muſik in das ſtille Haus. Auch Herr Wäldlein hatte den Laden geſchloſſen und ſaß, wie der Meiſter, hinter ſeinen Büchern.

Einen friedlicheren Samstagabend hätte man in der ganzen Stadt umſonſt ſuchen mögen.

Der Tag war aber noch nicht zu Ende. Dorothea hatte ſoeben ihre Küchenſchürze losgebunden und weggehängt, als ſie jemand die Treppe heraufkommen und an der Werkſtatt-Türe anklopfen hörte. Als ſie auch die Stimme vernommen hatte, wußte ſie, wer es war; wird noch vollends mitgeteilt, daß ihr das Herz darob ſchneller pochte, ſo braucht nicht mehr beſonders geſagt zu werden, wie der ſpäte Beſucher hieß.

Herr Wacker hielt ohnehin auf einen rechtzeitigen Ladenſchluß und war nicht der Meinung, daß man der Läſſigkeit und den üblen Angewöhnungen unfröhlicher Hausfrauen um des Geſchäftes willen Zugeſtändniſſe machen müſſe. Er meinte vielmehr, ſolche Leute ſeien überhaupt nicht wünſchenswert zu Geſchäftsfreunden und überließ ruhigen Blutes ſeinem Konkurrenten dieſe Spätroſen, wie er die nächtlichen Nachzügler nannte, zur Nachernte.

Heute aber hatte ihm ſein Schuh ſolchermaßen Unruhe bereitet, daß es ihn ſelbſt von ſeinen Büchern, über welchen auch er geſeſſen, auf- und zu Meiſter Schatten hinübergetrieben hatte. Jetzt hielt er den fraglichen Zugſtiefel an der Struppe, während ihn der Meiſter, Antonios Fingerzeig folgend, auf die verderbliche Tätigkeit des unglück-

lichen Tobias aufmerksam machte. Sonderbarerweise versicherte darauf Herr Wacker, den Bengel wolle er am Montag lehren Schuhe verschneiden, und der Meister offerierte ihm zu diesem Zweck sogar einen Spannriemen.

Nun hätte Herr Wacker füglich gehen können. Er ging aber nicht; vielmehr erklärte er auf einmal, er sei nicht wegen seines Schuhes gekommen, sondern er wolle eine wichtige Angelegenheit mit dem Meister besprechen.

„Wenn es das ist," erwiderte der Meister, „so nehmen Sie Platz," und schob ihm einen Stuhl hin.

„Sie wissen, ich habe keine Mutter mehr," hob Herr Wacker an und sah dem Meister ins Gesicht. Der Meister wußte dies eigentlich nicht, aber er nickte, damit es keinen Aufenthalt gäbe.

„Und ich bin ein Junggeselle —"

Das hingegen wußte der Meister, doch nickte er diesmal nicht, in Erwartung des Folgenden.

„Nun habe ich zwar ein Geschäft — aber es wird mir endlich fast zu viel allein —." Alexander kratzte dabei gedankenvoll das Pech von der geflickten Stelle an seinem Schuh und der Meister sah ihm aufmerksam zu dabei. „Ich kann nämlich sehr wohl eine Frau ernähren, wenn sie nicht zu große Ansprüche macht, wie meine Bücher ausweisen.

Ich bin alt genug dazu und mein Geſchäft ſteht ſo, daß ich es notwendig erweitern muß, wenn ich es ſoll ſo gehen laſſen, wie es gehen will.“ Jetzt kam er in den Fluß. „Dazu bedarf ich aber einer Hülfe von der Art, wie ſie einem Geſchäftsmann nur eine wackere Frau bieten kann. Sie muß fleißig ſein, häuslich, ſparſam, freundlich, klug und nicht zuletzt geſund. Iſt ſie noch hübſch dabei und lieb, ſo hat der Mann alle Urſache, ſie hoch und ſich ſelbſt glücklich zu ſchätzen. Eine ſolche Frau, Meiſter Schatten, kann ich bekommen, wenn Sie Ja ſagen dazu; denn ich habe Ihre Tochter lieb. Das iſt's; und daß ſie mich auch lieb hat und wir beide zu Ihnen das Vertrauen hegen, daß Sie einem ſolchen Bündnis nicht ungünſtig geſinnt ſein können.“

Die beiden Männer hörten nicht, daß draußen jemand an die Türe geſchlichen kam. Dorothea, denn ſie war es doch wohl, hielt beide Fäuſte vors Herz gepreßt und ſtand in dringender Gefahr, ſich zu verraten aus lauter Beſorgnis eines ſolchen Zufalls. Aber ſie mußte doch auf jeden Fall hören, was da drinnen verhandelt wurde; ging es ſie doch ſo nahe an! Sie hatte eben noch die letzten Worte von der Rede ihres Geliebten gehört und ſich über ſeine würdige Sprache gefreut. Nun hob der Vater die Gegenrede an.

„Herr Wacker,“ hörte ſie ihn drinnen ſprechen,

„Sie ſind mir gewiß recht. Ich bin's ja nicht unzufrieden. Weiß Gott, mir iſt's am liebſten, daß Sie das Stiefelchen nehmen und kein andrer; Sie werden's zu eſtimieren wiſſen. Ob Ihnen aber auch alles paſſen wird? Ich weiß, was Sie für Anſprüche machen müſſen; Sie haben's hier ſchon auseinander gelegt —. Das ſtimmt aber nicht darauf, das. Oder wären Sie davon abgegangen? Wenn Sie's nicht wiſſen ſollten: zweitauſend iſt das höchſte, wenn ich mich recht ausgebe. Drüber kann ich in Gottes Namen nicht."

So hatte der Vater geſprochen. Auf eine Antwort lauſchte ſie aber vergebens. Eine halbe Minute, eine ganze, anderthalb Minuten vergingen — ihr kam's für doppelt ſo viel vor — und immer noch erfolgte keine Erwiderung. Da räuſperte ſich der Vater.

„Sie ſind eben irr gegangen, Herr Wacker, und der Stiefel paßt nicht, daß wir's nur ehrlich geſtehen. Es hat Ihnen vielleicht jemand einen Floh ins Ohr geſetzt. Aber die fünfzehntauſend gehören nicht der Dorothea; kein Centime davon gehört ihr. Sie ſind das Eigentum eines verſchollenen Sohnes, ein verklauſeliertes Erbe von einer Tante. — Es ſoll aber nichts machen, Herr Wacker, zwiſchen uns. Ich begreife das; Sie müſſen eben drauf ſehen wegen Ihres Geſchäftes. Wir wollen deshalb doch gut Freund bleiben und

das Mädchen ſoll's für eine Galanterie aufnehmen. Die Frauen haben ja ein weites Herz für dergleichen."

Und wieder ward es ſtille. Dorothea horchte immer noch auf eine Antwort von Alexander. Ihr Herz pochte nicht mehr; es drohte vielmehr ſtill zu ſtehen. Und nun — nun ließ auch er ſeine Stimme vernehmen, nach einem bedrückten Aufatmen und mit einem traurigen, faſt müden Beiklang; dennoch war's ihr aber, als ſchwebe ein Lächeln darüber.

„Ich weiß nicht recht, Herr Schatten — es war ein Schlag, allerdings; ich hatte mir's anders vorgeſtellt. Aber das iſt nicht ſo einfach. Was die Seele einmal erfaßt hat —. Und was ſich einmal im Herzen eingeniſtet hat — —! Das mit dem Geld ſteckt nur im Kopf, das geht das Herz nichts an. Ich habe ſie ſchon eher gern geſehen, bevor man mir das geſagt hatte, und es wäre mir damals ſchon nicht recht geweſen, weiter gehen zu müſſen. Jetzt vollends —! Verzeihen Sie, aber ich kann noch nicht klar ſehen; es ſcheint ſo nicht und anders auch nicht gehen zu wollen. Ich muß Zeit haben und muß mir's überlegen. Ja, wenn ich allein nach dem Herzen gehen dürfte; aber der Verſtand! Und das Geſchäft! Und die Zukunft! Wenn's nur auf eine Weiſe zu vereinigen wäre! Wenn ich's nur irgend herausrechnen könnte!"

Weiter hörte ſie nichts, denn es kamen Tritte die Stiege herauf, die ſie außerdem von ihrem Standort vertrieben. Leiſe, wie ſie hergekommen, ſchlich ſie fort. Sie nahm aber ein ſchweres Herz mit und einen trüben Sinn, nicht, weil er ſo geſprochen hatte, ſondern weil es ſo war.

Die Tritte hatten Antonio angehört, der ohne Aufenthalt nach ſeiner Kammer hinaufſtieg. Zugleich vernahm ſie von der Wohnſtube aus, wo ſie traurig in einem Winkel ſaß, daß ſich Alexander entfernte. Antonio mußte ihm begegnet ſein und mußte ſein „Grüßen Sie mir das Fräulein einſtweilen bis morgen“ gehört haben. Dann trat der Vater herein — ſie hatte haſtig nach einer Arbeit gegriffen — kramte ein wenig herum, beſah dies, betaſtete jenes, zog die Uhr auf, merkte ſich einen hervorſtehenden Nagel im Fußboden, um ihn am Montag wieder hineinzutreiben, und ſagte endlich ſeiner Tochter Gutenacht. Er war kaum hinaus, ſo ſteckte auch ſie ihr Lämpchen an, löſchte die große Lampe, ſchloß die Türe ab und begab ſich nach ihrem Kämmerlein. Eine Fachwerk-Wand trennte ſie nur vom Vater — das Ganze war früher eine einzige Stube geweſen — ſo durfte ſie auch nicht weinen, oder dann nur ganz leiſe, daß es der Vater nicht hörte, was ſie denn auch tat. —

Als es Mitternacht war, machte ein guter

Geiſt, der allen unſern Bekannten wohl wollte, die Runde unter ihnen. Monika fand er tröſtlich ſchnäufelnd und ſah ihr an, daß ſie mit guten Hoffnungen eingeſchlummert war. Auch Dorothea fand er ſchlafend; doch glitzerte die letzte Träne ihr noch im Augenwinkel und der Schatten auf ihrer Stirn hatte noch nicht freundlichen Träumen Platz gemacht. Den Meiſter nebenan traf er wachend und gerade zum zehnten Mal im Geiſt die Allee hinabſchreitend, wo rechts die Möglichkeiten und gegenüber deie Unmöglichkeiten ſtehen; aber alle Möglichkeitsbäume hatten ihren Gegner drüben ſtehen, ſo daß die ganze Rechnung in Null aufging. — Auch Antonio war noch wach, ja, er hatte ſein Bett noch gar nicht berührt. Er ſtand vor einer großen Wandtafel, an die er ſonſt Stiefelmuſter, Sohlenfaçonen, geſunde und kranke, gerade und krumme Füße oder deren Skelette zu ſeiner Belehrung gezeichnet hatte. Jetzt malte er in großem Umriß eine Karte von Europa auf die ſchwarze Fläche, mit Hauptſtrömen und Hauptſtädten, und mittendurch zog er eine punktierte Linie: ſeine Wander-Route, denn er trug ſich mit überraſchenden Entwürfen, von einem bitteren Unmut gezeitigt. Er wollte fort, und zwar weit fort. Denn allerdings hatte er Herrn Wackers Worte gehört und auch nicht verfehlt, ihnen die richtige Deutung zu geben. Und die Linie zog

ſich hoch nach Norden hinauf, in ein Land, wo weder der evangeliſche Herrgott noch die römiſch-katholiſche Madonna etwas zu befehlen hatten: nach Rußland.

An Herrn Wäldleins Zimmer vorbei, aus welchem ein wohlſituiertes Schnarchen ertönte, ſchwebte der gute Geiſt den Luftſchacht hinab und durch die gemeinſame Vorratskammer des Schuhmachers und Schuhhändlers hindurch zum offenen Fenſter in die Nacht hinaus. Doch bewahrte ihn ein Lichtſchein aus Alexanders Fenſter davor, dieſen zu vergeſſen. Und er war wohl einer Beachtung wert.

Alexander Wacker hatte alle ſeine Geſchäftsbücher vor ſich auf den Tiſch verſammelt und machte Bilanz. Und als das geſchehen war, fing das Rechnen erſt recht an, rückwärts, vorwärts, aufwärts, abwärts; mit zehn verſchiedenen Vorausſetzungen hatte er jedesmal zwanzig Jahre der Zukunft vor ſich auf dem Papier ſtehen; je kleiner die realen Faktoren wurden, deſto größerer Raum blieb für ſein Selbſtvertrauen und für das Glück übrig. Hatten ſich noch geſtern dieſe zu jenen wie zwei zu acht verhalten, ſo mußte heute das Verhältnis umgekehrt werden, wenn das Ganze ſo herauskommen ſollte, wie es mußte, um mit ſeinen Reſultaten nicht ſeiner Neigung in den Weg zu treten.

Die Nacht begann zu weichen, aber Alexander saß noch an seinem Tisch. Die Feder hatte er weggelegt; er rechnete nun in Gedanken weiter. Er wertete alles, was er besaß; er nahm ein umfassendes, großes Lebens-Inventar auf. Er schätzte seine Kenntnisse ein, seine Jugend, seine Kraft, seine Ausdauer, seinen Mut, seine Unternehmungslust; er fand, daß ein beträchtliches Kapital in diesen Eigenschaften enthalten sei und es ging ihm das Licht auf, daß am Ende nicht die Geldzeichen, sondern diese lebendigen Faktoren die Hauptsache seien.

„Ei gewiß," sagte er in plötzlicher Erkenntnis, „das Geld ist ein Ausdrucksmittel für die Arbeitsleistung, wie die Sprache für die Gedanken. Die Sprache ist nichts ohne den Geist, und das Geld ist nichts ohne — ohne — auch ohne den Geist. Da liegt's. Folgt: Auf eine lange Rede und auf viel Geld kommt's nicht zuletzt an, sondern auf den guten Sinn, der darin ausgedrückt ist. Der allein macht mich, und den allein betrachtet der große Einschätzer. Das ist klar. Dabei steht nirgends geschrieben, daß ich meinen Weg nicht dennoch machen werde. Denn wer eine lange, treffliche Rede halten kann, ist dem eben immer noch über, der nur mit einer kurzen guten Ansprache zu wirken vermag. Er kann immer um so viel mehr ausrichten, als er hat. Wer aber

hat, dem wird immer noch gegeben. Alſo darf ich Dorothea ganz wohl heiraten. Ich bin ihr jedoch ſo ſehr zugetan und eigen, daß ich ſchon gar nicht von ihr laſſen könnte; folglich iſt das überhaupt kein „Darf“ mehr, ſondern ein „Muß“. Sie bringt mir zu meinem Inventar außerdem ein ſehr wichtiges Stück hinzu: die Liebe, das iſt: die Mutter, der Nährboden aller guten und fruchtbringenden Eigenſchaften — oder es müßte denn meine ganze neue Erkenntnis Schall und Rauch ſein. Ich weiß aber jetzt, was ich weiß: nämlich, daß die Liebe von jeher das eigentliche Element alles echten Lebens war; ich ſpüre es zu deutlich an mir ſelbſt.“

Alſo ſprechend, löſchte Alexander Wacker ſein Licht aus und trat ans Fenſter, denn eben rötete ſich der Himmel in Erwartung der Sonne. Und bald ſtieg ſie ebenſo leuchtend über die nächtlichen Nebel herauf, wie in Alexanders Seele das Geſtirn der Wahrheit über den Dunſt, in den ſeine vorige beſchränkte Welt vor dem Auge der Liebe zerronnen war.

Siebentes Kapitel

Herrn Wackers heimtückiſche Prophezeiung vom vorzeitigen Zuendegehen der blauen Seide traf nicht ein; vielmehr erſtrahlte dieſer Morgen herrlicher als alle ſeine Vorgänger in dem lichten, weichen Himmelsglanz, der mit tauſend leuchtenden Quellen aus dem Morgenglühen hervorbrach.

Herr Wacker hatte ſich für ein Stündchen aufs Bett gelegt, um etwas vom verſäumten Schlummer nachzuholen. Zu gleicher Zeit wurde es dagegen im Nachbarhaus ſachte lebendig. Zuerſt war Antonio auf den Füßen, denn er wollte ſeinen Koffer fertig gepackt und ſein Bündel geſchnürt haben, ehe er zum Kaffee erſchien, um dort ſeine Kündigung anzubringen. Es war ihm nicht gut zu Mut, denn es hatte ihm wohlbehagt an dieſem Plätzchen. Er hatte ſogar gedacht, überhaupt hier zu bleiben. Der Meiſter war alt und hatte keinen Erben; und was war einfacher, als daß er mit dem Geſchäft auch die Tochter übernahm? Nun aber, da ihm die eine Hoffnung zunichte geworden war, fragte er auch der andern

nichts mehr nach. Mochte Herr Wacker immerhin die Braut heimführen; er gab ihm keinen Segen dazu, wollte jedoch auch nicht dabei sein, um nicht zu fluchen in Verlegenheit zu kommen. Deshalb wollte Antonio fort. Und die Russen würden ihm schon andere Gedanken machen mit ihren Wasserstiefeln mit den Pechnähten von zwanzigfädigen Drähten.

Zwei weitere Unfröhliche werden angetroffen in Meister Schatten und in der Jungfrau Dorothea. Der Meister hatte stille Sorgen und die Tochter heimlichen Kummer. Beider Gedanken waren durch die Brandmauer hindurch ins Nachbarhaus gerichtet, und beide versuchten, über die Küchen-Dämpfe der Mittagszeit in den Nachmittag hinüberzuschauen. Es herrschte aber kein prophetischer Geist im Haus und sie mußten sich daher seufzend fügen und die Zeit abwarten. Dorothea begab sich an den Herd und der Meister in die Wohnstube, um das Sonntagsblättchen zu lesen, bis der Kaffee bereit war. Denn am Sonntag speiste man in der Wohnstube.

Und der Kaffee ward aufgetragen und Antonio erschien. Als die drei Personen dann um den Tisch saßen, war eine rechte Wolkenversammlung beieinander. In der Mitte stiegen die goldnen Dämpfe aus der Tiefe der Kaffeekanne; hier schwebte mit einem rosigen Anhauch das Kummer-

wölkchen auf Dorotheas Stirn; dort machte ſich um des Meiſters Haupt der graue Sorgennebel ſchon etwas breiter, indeſſen das Grollgewölk, das über dem ſchweigenden Antonio lagerte, eine richtige Verfinſterung verurſachte. Und von allen dreien hatte nur Dorothea ſoviel freien Blick, um zu ſehen, daß den andern auch etwas auflag. Vom Vater begriff und wußte ſie es. Bei Antonio erſchien es ihr aber unheimlich. Doch wagte ſie nicht, ihn daraufhin anzureden; vielmehr wollte ſie dem Meiſter ihre Beobachtung nachher mitteilen.

„Nun, Antonio, brauchen Sie Geld heute?“ fragte dieſer den Geſellen, wobei er ſich als der erſte vom Tiſch erhob.

Antonio ſchüttelte düſter den Kopf. Dann nahm er den Reſt ſeines Brödchens in die Fauſt, und indem er damit angelegentlichſt auf das Tiſchtuch hämmerte, brachte er ſeine Rede an.

„Will ich's nur ſag: Ich will bleib nicht länger hier. Hat mir der Meiſter geſtern geſagt, wie man mach Waſſerſtief. Will ich gehn und lern mach Waſſerſtief.“

Dorothea entfuhr ein Ausruf der Überraſchung, wofür ihr ein unwirſcher Seitenblick von Antonio zuteil wurde. Der Meiſter vollends mußte ſich wieder ſetzen vor Schreck.

„Was?“ ſagte er endlich. „Fort wollten Sie?

Fort? Wegen — wegen den Waſſerſtiefeln? Wollen Sie? Das geht doch nicht! Was ſoll dann ich — Wiſſen Sie was? Wir machen nächſte Woche miteinander ein Paar Waſſerſtiefel für in Herrn Wäldleins Schaufenſter — und wenn Sie wollen, zwei Paar. Aber fort brauchen Sie deshalb doch nicht. Das machen wir ſchon, das. Nicht wahr, Sie bleiben?"

Wieder ſchüttelte Antonio das Haupt, wieder widmete er ſeiner Nachbarin einen finſteren Seitenblick. Der Meiſter gab der Tochter einen heimlichen Wink, worauf ſie ſich entfernte.

„Nun, Antonio?"

„Es iſt nicht wegen die Waſſerſtief," ſagte nun trotzig der Geſelle. „Es iſt deshalb: Der Teuf nehm meiner Hoffnung nur für gutes Gelegenheit, alles zu hol ſie. Wo keiner Hoffnung mehr iſt, da geh ich fort, ſuch neuer Hoffnung."

„Aber Antonio," ſuchte nun der Meiſter zu begütigen, „wer ſagt Ihnen denn, daß hier keine Hoffnung mehr ſei. Ja, wenn ich über Nacht einen erwachſenen Sohn bekommen hätte! Aber ſo ſteht Ihnen das Geſchäft nach wie vor zu Kauf. Sie brauchen nur zu ſagen: Jetzt, ſo lege ich meinen Hammer hin und ziehe aufs Land."

„Ich will nicht Ihr Geſchäft," erwiderte aber Antonio. „Kann ich mach viel Geſchäft überall,

und kann ich find guter Brot in jeder Land, aber nirgends mehr ein Dorothea; o dio mio!“

Mit dieſen Worten brach ſich das Leid aus ſeiner Bruſt gewaltſam Bahn in einem Tränenſturz. Er warf ſich wild über den Tiſch, wobei ſeine und Dorotheas benachbarte Kaffeetaſſe zu Schaden kam, was er aber nicht merkte.

Der Meiſter war in einer peinlichen Verlegenheit, da er bei der Ungewißheit der Verhältniſſe durchaus keinen Anhaltspunkt für ſeine Entſchließungen hatte. Er wollte die Taube immerhin nicht fliegen laſſen, wo der Storch ſo wenig ſicher auf dem Firſt ſaß und gedachte einen guten Ausweg zu ſchaffen, indem er Zeit zu gewinnen trachtete.

„Nun,“ hob er daher mit freundlicher Feſtigkeit wieder zu ſprechen an, „nun, Sie haben ja am Ende Freiheit, zu gehen und zu bleiben nach Belieben. Ich berufe mich auch nicht auf unſre vertragliche vierzehntägige Kündigungsfriſt, aber Sie ſollten mir den Gefallen tun, immerhin noch acht Tage bei mir zu bleiben, bis ich einen Erſatz für Sie gefunden haben werde. Wir befinden uns jetzt in der ſtrengen Zeit und Sie brächten mich ſehr in die Klemme, wenn Sie mich ſo plötzlich im Stich ließen.“

„Keiner Stund“, rief Antonio, „bleib ich mehr in der Haus. Wenn Sie mich woll halt feſt,

ſo werd ich doch lauf fort. Es geht nicht und wir werden haben nur viel ſehr Nichtluſtig.“

Damit eilte er aus der Stube, um ſich in ſeinem Kämmerlein wieder zu faſſen und dann den Schritt endgültig zu unternehmen.

Der Meiſter ſchritt noch eine Weile nachdenklich im Wohnzimmer auf und ab. Doch ſah er bald genug ein, daß hier nichts mehr zu halten war. Er rechnete daher Antonios letzte Woche zuſammen, legte Büchlein und Geld bereit und begab ſich dann nach der Werkſtätte hinunter, wo bereits Herr Wäldlein ſeiner wartete zum ſonntäglichen Raſieren. So lange die beiden Männer beieinander im Hauſe wohnten, pflegten ſie ſich am Sonntag morgen nach dem Kaffee gegenſeitig dieſen Dienſt zu leiſten, wobei regelmäßig der Zeitlauf im allgemeinen und die verfloſſene Woche im beſondern gemächlich betrachtet und durchgeſprochen wurde, wie man auch häusliche und familiäre Verhältniſſe mit großer Eintracht miteinander verhandelte. Dieſe Raſierſtunde hatte immer eine echt ſonntägliche Weihe und durfte von dritten Perſonen unter keinen Umſtänden geſtört werden.

„Ja, das ſind nun verzwickte Geſchichten,“ ſagte Herr Wäldlein, als der Meiſter während des Einſeifens ſeinen Bericht erſtattet hatte. Er wäre natürlich gerne bereit geweſen, dem Meiſter die

Waſſerſtiefel zum Selbſtkoſtenpreis abzunehmen und ſie in ſein Schaufenſter zu ſtellen. Mehr konnte er aber nicht tun, als etwa noch ſeinem alten Freund die beſte Löſung ſolcher Wirrniſſe zu wünſchen und ſeinerſeits auch ſeinen redlichen Anteil an des Meiſters Sorgen zu nehmen. Da er dies ehrlich tat, trat zu den vorhandenen drei Unfröhlichen mit ihm noch ein vierter.

Ganz fröhlich war aber auch die fünfte von den Bewohnern dieſes Hauſes, Monika, nicht zu nennen, denn auch ſie hatte bereits der dunkle Engel, der im Haus umging, mit einem Fittich geſtreift. Zwar war es nichts weiter, als daß Antonio mit einem finſtern Geſicht und mit mürriſchem Gruß an ihr vorbeigegangen war; das genügte aber, ſie nachdenklich zu ſtimmen; und da eine ſolche Stimmung bei ihr immer einen wehmütigen Mitklang hatte und in ganz beſonderer Weiſe das Bedürfnis zu ſingen in ihr weckte, ſo war, in Verbindung mit noch anderen Betrachtungen, der Zeitpunkt auffallend günſtig für das folgende Lied:

Der Sonntag iſt gekommen;
Des freut ſich groß und klein.
Doch zwiſchen beiden ſteh' ich
Verdroſſen mitten drein.

Es brauſt im Wald der Frühwind
Und dröhnt das Kirchgeläut:

Ich ging es nicht zu hören;
Mich hätt's doch nicht gefreut.

Mein' Schweſter dreht und ſtreicht ſich
Und putzt ſich auf das beſt':
Ich hab' mit ein paar Tränen
Die Backen mir genäßt.

Mein Bruder ſteht vorm Scheuntor,
Den neuen Kittel an:
Ich hab' das alt' Gewändlein
Und Holzſchuh angetan.

Die Mutter geht zur Kirche,
Der Vater dran vorbei.
Und über'm Kirchengockel
Schwebt hoch ein Hühnerweih.

Der Gockel kann nicht krähen;
Der Pfarrer ſingt Latein;
Und ich hab' einen Liebſten,
Und bin jetzt doch allein.

Ich hab' ihn fortgetrieben
Aus Laun' und Eitelkeit:
„Ich muß mich mit dir ſchämen;
Du biſt ſo dumm und breit,

Und biſt ſo brav und ehrſam
Und haſt ſo ſchlechten Schliff.
Geh' in die Fremde, Liebſter,
Und lerne Kniff und Pfiff."

Ich lachte, als wir ſchieden,
Ob ſeiner Tränenmüh —
Nun ſchreibt er luſt'ge Briefe
Und traurig les ich ſie.

So ſang Monika und wußte nicht, warum ihr das Herz dabei ſo ſchwer ward. Sie hätte wohl ein wenig weinen mögen, hatte nur nicht gerade gut Zeit dazu; denn wenn der Vater vom Raſieren heraufkam, ſo mußte die vordere Hälfte des Hauſes von oben bis unten in Stand geſtellt ſein, wie denn dieſelbe Notwendigkeit auch Dorothea zugute kam. —

Nun waren ſie beide fertig. In der Väter Schlafſtuben lagen deren Sonntagskleider hübſch der Reihe nach auf den Betten: die geſtärkten weißen Hemden zuerſt, ausgebreitet und die Knöpfchen eingeſteckt; dann die Krawatte, die keine von beiden Töchtern vergeſſen hatte, wie auch die Hoſenträger ſchon an den hintern Knöpfen eingehängt waren, diejenigen des Meiſters nun allerdings verkehrt. — Wenn die beiden Alten ihre Raſierſitzung beendigt hatten, ſo kamen die Mädchen an die Reihe, nicht des Raſierens, das hatte keine von beiden nötig, ſondern ſie waren ſich nach dem guten Beiſpiel ihrer Väter beim Aufbau der Sonntagsfriſur gegenſeitig behilflich. Und da Monika ein ganzes Zimmer für ihren Schlafraum innehatte — dasjenige gegenüber Antonios —, alſo keine Nachbarſchaft ſcheuen mußte, wurden dieſe Geſchäfte bei ihr ab- und aufgewickelt. Dann kniſterte leiſe der Kamm durch das dunkle und durch das helle Haar, und leiſe vertrauten ſich die

Jungfrauen an, was etwa in der Woche von ſonderlich nahegehenden Ereigniſſen vorgefallen war.

So war es auch heute, nur daß eine gute Weile Monikas Haar allein rauſchte. Nicht als ob kein Stoff zu Geſprächen vorhanden geweſen wäre; es war aber für die eine ebenſo ſchwierig, ein ſolchermaßen wichtiges und kompliziertes Vorkommnis, wie Herrn Wackers Werbung, in Worte zu faſſen, wie es der andern ſchlechthin unmöglich war, zu ſagen, was ihr das Herzchen ſchwer machte, denn ſie wußte es ſelbſt nicht. Aus dieſer Verlegenheit half ihnen aber Antonio, indem er reiſefertig aus ſeinem Zimmer trat. Dorothea hörte es und ſagte:

„Da geht Antonio fort, Monika, wenn du ihm Lebewohl ſagen willſt.“

Monika ſchoß unter Dorotheas Kamm weg vom Stuhl auf.

„Was ſagſt du?“ Eine ganze Flut von wehen Empfindungen drang ihr zugleich zum Herzen, und alle wollten ausgeſprochen ſein. Sie ſprach ſie aber fürs erſte nicht aus, vielmehr, da ſie in Dorotheas Miene ihre ſchlimmſten Befürchtungen beſtätigt ſah, warf ſie ſich aufſchluchzend in den Stuhl zurück, wo ſie den erſten leidenſchaftlichen Seelenſchmerz ihres jungen Lebens überſtand. Dann, als die Waſſer in ruhigeren Fluß gekommen waren, vernahm ſie mit leidlicher

Faſſung die ganze Vorgeſchichte dieſes Ereigniſſes; und da in einem ſo ſtillen Haus jede Bewegung ſeiner Bewohner ein Echo weckt, war Dorothea auch um die letzte Erklärung von Antonios überraſchendem Schritt nicht verlegen. Weil ſich aber Monika währenddeſſen gerade unter der Lockenſchere befand, war ihr eine größere äußerliche Bewegung nicht geſtattet; nur ein neuerliches Anſchwellen des Tränenbächleins verriet, wie nahe ihr die Angelegenheit ging.

Indem nun Dorothea ihres Amtes waltete — und es wurde von beiden Seiten immer mit der größten Gewiſſenhaftigkeit verſehen, denn die Löcklein mußten von Vaters wegen die ganze Woche vorhalten — und während Monika unter der Lockenſchere leiſe vor ſich hin weinte, wartete Antonio in der Wohnſtube, bis jemand erſchiene, von dem er könnte Abſchied nehmen. Es erſchien aber niemand. Er harrte ſchon eine Viertelſtunde; man ſchien ihm zu grollen. Und als er zu dieſer Anſicht gekommen war, ſtrich er mit einem Seufzer das Geld ein und quittierte im Büchlein, aus welchem er außerdem ein Blatt riß, um einige Abſchiedsworte darauf zu ſchreiben.

Als das geſchehen war, ſah er ſich zum letzten Mal um im vertrauten Raum, und im Hinausgehen wiſchte er ſich eine Träne aus dem Auge, denn das letzte, worauf er zuvor geblickt hatte,

war Dorotheas Bildnis geweſen. Langſam, immer noch in der Hoffnung, man könne es nicht aushalten, man müſſe ſich jetzt und jetzt eines beſſern beſinnen, ſtieg er die Treppe hinab, zögerte er noch eine Weile unter der Haustüre und wandte er ſich dann endlich unter mühſam abgerungenem Entſchluß die Straße hinauf. Es ſah ihm niemand nach; es wußte aber auch niemand, daß er das Haus ſchon verlaſſen hatte. Oben an der Straßenbiegung ſchaute er noch einmal zurück. Es flatterte aber kein Tüchlein, und keine Hand winkte ihm den Abſchied nach. Nicht einmal ein Vorhang bewegte ſich zu ſeinen Ehren; ſo drehte er ſich denn endgiltig um, warf ſeinen Brief an den Spediteur in den Briefſchalter und ſprach ſich trotzig aller Verbindungen nach rückwärts los und ledig. So trat Antonio ſeine Rußlandreiſe an.

Als Antonio von ſeiner Kammer die Treppe hinabgeſtiegen, war der Meiſter eben dabei geweſen, ſich das Sonntagshemd über den Kopf zu ſtreifen. Die völlige Inanſpruchnahme ſeiner Aufmerkſamkeit durch dies Geſchäft, verbunden mit dem kräftigen Rauſchen des tüchtig geſtärkten Linnens bewirkte, daß er die ohnehin beſcheidenen Tritte des Geſellen nicht vernahm, woraus ſich alles weitere zur Genüge erklärt; wie denn auch dem Meiſter nach einer weiteren halben Stunde das Mißverſtändnis ſchwer aufs Herz fiel, nachdem er Antonios Ab-

ſchiedsgruß geleſen hatte, der übrigens folgenden Wortlautes war:

„Das ich mus geh aus der Haus, wie der Schelm aus der Arreſt, tut mir fiel ſehr we. Es tut mir auch fiel ſehr unluſtig, das ich mach der Meiſter Ferlegenheit und Gummer. Aber meiner Ferlegenheit und Gummer mach ſo ein großer Überſchwemmung über meiner Garden, das ich mus flieh fort ſchnell, wenn ich nicht ſoll ertrink. Ich ſprech viel Dank und Gott Segen und Glügg immer. Antonio.“

Achtes Kapitel

So gern ſonſt Dorothea immer bereit geweſen war, ſich über Antonios ſchriftliche Ergüſſe zu beluſtigen: dieſe Worte gingen ihr doch zu Herzen und ſie ließ ihnen zu Teil werden, was ſie wohl verdienten: einige Tränen mitleidender Anteilnahme.

„Ich konnte nicht anders," klagte ſie; „er tut mir gewiß recht leid und ich wollte ihm ſicherlich nicht weh tun. Und wir haben uns doch ſonſt in allem ſo gut vertragen; und nun mußte er gerade auf ſolche Gedanken verfallen. Ich hab' ſie ihm gewiß nicht eingegeben."

„Aber ich bin ſchuld!" rief Monika unter heftigem Weinen. „Ich hab' ihn fortgetrieben. O, hätt' ich ihm doch nur offener meine Zuneigung gezeigt, ſo hätte er einen Halt gehabt in dieſer ſtürmiſchen Zeit! So aber hat es ihn nun ins Uferloſe hinausgeweht und ich trage die Schuld, ich ganz allein mit meiner Sprödigkeit und Kälte."

Es tat dem kindlichen Herzen wohl, da ihm die Liebe vorbeigegangen, ſich wenigſtens Liebes-

ſchuld aufzubürden. Und ſie tat dies um ſo eifriger, je lebhafter ſie hinwiederum an die Möglichkeit glaubte, daß ſie Antonio mit ihrer zarten Exiſtenz einen Rückhalt hätte bieten können in den rauhen Stürmen des Lebens.

Es ſprach ihr auch niemand darein; der Meiſter und Dorothea waren von der Angelegenheit ſelber genug in Mitleidenſchaft gezogen, und Herr Wäldlein fühlte ſich nicht veranlaßt, dieſer ſanften Schwärmerei für einen Abweſenden entgegenzutreten. Doch war auch er gleich den andern heute nur ein mäßig aufmerkſamer Zuhörer bei der Predigt des Pfarrers, die mit ihrem Grundtext, Heilung eines Ausſätzigen, auch nur wenig Berührungspunkte hatte mit den Kümmerniſſen der kleinen Familie und Freundſchaft Schatten. Vergeblich war es auch, daß Dorothea, zuerſt heimlich in der Kirche, und dann im Vorbeigehen am Nachbarhaus nach einem kleinen Glückszeichen ausſpähte. Das Glück, das ſich eben erſt ſelber gefunden hatte, ſchlief, müde vom Suchen, einen tiefen, geſunden Schlaf. Weil das aber Dorothea nicht wußte, ſenkte ſie betrübt das Köpfchen und mußte ſie ſich neuerdings aufs Abwarten vertröſten.

Es kam aber die Pflicht und nahm der bänglichen Jungfrau fürs erſte den Sorgenfinger aus dem Mund. Und als bald darauf die Waſſer-

dämpfe vom Herd aufzusteigen begannen und die Sonne durch das Glasdach herab die ersten Strahlen darein schoß, als sich aus dem nachdrücklicheren Brausen und Zischen und Sausen und Brodeln die Wohlgerüche zu entwickeln anhoben, da erstarkte auch alsgemach ihr Vertrauen, und ihre Stimmung erheiterte sich soweit, daß sie sogar ein Liedchen zu summen vermochte. Und so blieb es auch übers Mittagsmahl, obwohl die Lücke, die Antonio gelassen hatte, empfunden werden mußte. Und da der Meister sich ebenfalls zu besserer Zuversicht entschlossen hatte, so stand auch von seiner Seite nichts im Wege, der dargebotenen Genüsse rückhaltslos sich zu erfreuen und von der nächsten Zukunft im geheimen noch besseres zu erwarten.

Wenn dann nach Beendigung der mittaglichen Geschäfte ein kleiner Rückschlag eintrat, so war es doch nicht mehr, als zur Bereitung einer lebhaft empfundenen bänglichen Spannung notwendig war. Der Meister setzte bei einer Tasse schwarzen Kaffees die Lektüre des Sonntagsblattes fort, und Dorothea gab sich alle Mühe, in ihrer „Sammlung edler Frauenbilder aus alter und neuer Zeit“ um einige Seiten weiter zu kommen. Aber die Worte wollten sich nicht zu Begriffen zusammenfinden und die Bilder gewannen keine Farbe. Wenn sie den Namen der Römerin Cornelia oder die-

jenigen ihrer herrlichen Söhne, Tiberius und Cajus, las, ſo dachte ſie, dieſe Namen hätten ähnlichen Klang wie Alexander und Dorothea. Glitten ihre Blicke über Worte, wie Verwirrung, Bedrängnis, Mut, Angſt, ſo ſpiegelten ſich darin weniger die Zuſtände während der römiſchen Parteikämpfe, als die ſtillen Empfindungen ihres jungfräulichen Herzens und ihre Gemütsſtimmung. Das Emporkommen des Tiberius beflügelte ihren Mut, ſein Fall erweckte ihr bängliche Befürchtungen in Bezug auf Alexander; als aber Cajus ſeines Bruders Sache mit verdoppeltem Mut aufnahm, gewann auch ihre Hoffnung Kraft zu einem neuerlichen Aufſchwung; mit Cajus ſchwebte ſie über die Abgründe des Zweifels dahin, der Sonne des belohnten Vertrauens entgegen, mit Cajus aber ſtürzte ſie urplötzlich aus der heitern Höhe der Zuverſicht herab. Denn es ſchlug ſchon vier Uhr und Alexander war noch immer nicht gekommen, obgleich er ſich am Freitag bei ihr auf drei Uhr angeſagt hatte.

Der Vater war eingenickt, das Blatt ſeiner Hand entflattert; darum hörte er nicht Herrn Wäldleins Ladenglocke anklingen, darum vernahm er nicht die Tritte, die die Treppe heraufkamen, darum mußte auch Dorothea ſtatt ſeiner „Herein“ ſagen, als es an die Türe klopfte. Es klopfte aber zweimal, weil das erſte „Herein“ zu zag ge-

weſen war. Nun ſtand Alexander Wacker in Perſon im Türrahmen, ſchaute mit hellen, glücklichen Augen und mit ausgeſtreckten Händen auf die Jungfrau und ſagte nichts als: „Dorothea?“ Er mußte zwar auch dies wiederholen, aber nur einmal; gleich darauf fielen die edlen Frauenbilder mit erheblichem Gepolter zu Boden und Dorothea hatte die Faſſung gefunden zu ihrer Bewillkommungsrede. „Alexander, da biſt du!“ lautete ſie. Eine Unmenge Wahrheit und Weisheit und Empfindung war in dieſen paar Worten ausgedrückt und eine ungemeſſene Liebe. Seine Arme hatte Alexander auch nicht umſonſt nach ihr ausgeſtreckt, und als der Meiſter, durch unterſchiedliches Geräuſch aus ſeinem Schlaf aufgeſtört, mit verwunderten Augen auf die glücklichen jungen Leute ſah, murmelte er vor ſich hin: „Das ſind nun die rechten Schlingroſen.“ Und im Aufſtehen, da ihn das Erſtaunen erſt recht überkam, fügte er noch hinzu: „Ei du verflixter Karpfen, das gilt.“

„Kinder, Kinder, da habt ihr euch ja ſchon. Wie ſeid ihr denn nur ſo flugs einig geworden? Ei ja, ’s iſt ja wunderſchön ſo und ich müßt’ mich grämen, wenn’s anders gekommen wäre. Und zuſammen paſſen tun ſie! Kinder —! Segn’ euch Gott! Segn’ euch Gott, ja. Junge, mein Junge, hätt’ ich faſt geſagt. Mein Mädel — ja ja, wart’ nur, wart’ nur, es hat alles ſeinen Her-

gang. Aber ich denke, wir ſetzen uns jetzt hübſch zuſammen und machen uns mauſefarben, was? Ja, ja, ja.“ Dabei trippelte er fröhlich und aufgeregt hin und her, kriegte ſein Sonntagsblatt zu faſſen, faltete es zuſammen und ſteckte es in die Taſche, ſtolperte über die edlen Frauenbilder, die immer noch am Boden lagen, hob ſie auf und legte ſie auf Dorotheas Stuhl, nahm ſie vom Stuhl auf und legte ſie auf den Tiſch, und nahm ſie vom Tiſch auf und legte ſie auf die Kommode. „Oder wie? Und du holſt uns deinen Kaffee herein, den du an der Wärme ſtehen haſt, Mädel. Und was du ſonſt noch in der Stille zuſammengeheimniſt haſt. — Wie das fliegt! Huſch — wo iſt ſie nun? Hören Sie? Da iſt ſie ſchon am Ofen. Klapp, klapp. Hurtig, hurtig! Den Tiſch rücken wir zum Sopha, wenn Sie flink mit anfaſſen wollen, Herr Alexander; und auf dem Sopha da will ich euch zwei beide ſitzen ſehen. Ich ſetze mich hier gegenüber in den Großvaterſtuhl, verſteht ſich. Wo hab' ich denn nur mein Sonntagsblatt? Na, tut nichts, tut nichts. Dorothea wird's wohl wiſſen; wenn ſie aus der Küche kommt, frag' ich ſie. Das gibt eine Frau, ſag' ich Ihnen, wie gemacht für einen Spezierer. Eine Spezereihändlersfrau muß immer alles wiſſen. Und Dorothea weiß immer alles.“

Und dann brachte Dorothea den Kaffee. Und

als der abgetragen war, brachte ſie Wein und ſüßen Kuchen. „Und jetzt ſollten Sie mir doch zuerſt berichten, wie Sie's nun trotzdem paſſen gemacht haben," fuhr dann der Meiſter in ſeiner wunderlich bewegten Weiſe fort. „Oder nein; weiß Gott, 's iſt ja einerlei, was? Eigentlich ein wenig nah beiſammen gehen wir Schattenleute. Eins, zwei, drei ſamt Braut und Bräutigam. Das könnten mehr ſein, ſag' ich Ihnen. Einen Jungen hätt' ich hier nebenan ſitzen, wenn's mit rechten Dingen zugegangen wäre. Und die Mutter müßte auch wo dabei ſein, gewiß. Iſt lang her, Kinder, könnt's glauben; faſt nimmer wahr iſt's. Nur noch nachts träumt der alte Kopf davon, und das wird auch einmal ſein Ende haben. Aber aufliegen tut's einem in einer ſolchen Stunde, daß die nicht auch dabei ſind, die doch am genauſten mit dazu gehören."

Des Meiſters Stimmung ſchlug unter dem Einwirken der Erinnerung aus der vorigen freudigen Haſt in eine ſtille Wehmut um; er verſank zuſehends in ein bekümmertes Nachdenken, indeſſen längſtvergangene Zeiten an ſeinem Geiſt vorbeizogen; und eine ganze Weile war es darauf ſtill in der ſonntäglichen Stube. Mit einem fragenden Blick in Dorotheas Geſicht erkannte Alexander, daß ſeine Verlobte allerdings vom Vorhandenſein eines Geheimniſſes wußte, denn ſie nickte ihm ernſt-

haft zu. Daß ſie aber über deſſen Bedeutung und Weſen ebenſowenig unterrichtet war als er, das vermochte ſie ihm nur mit einem leiſen Achſelzucken anzudeuten.

„Ihr Sohn lebt alſo noch und Ihre Frau?“ fragte endlich Alexander. „Wie geht es denn zu, daß keines von beiden vorhanden iſt? Das ſollten Sie uns jetzt erzählen, Meiſter Schatten. Mich dünkt, das ſei gerade die Stunde dazu.“

Der Meiſter nickte. „Wiſſen müßt ihr's doch einmal, und man kann nicht vorausſehen, wozu es gut ſein kann. Und ſeitdem ich Sie kenne, Alexander, iſt der Junge ſonderlich lebendig um mich herum. Das macht, Sie ſtehen in ſeinem Alter und in ſeinen Händeln und gefallen mir in allen Dingen ſo wohl, als wären Sie's ſelber.“

Er drückte dem jungen Mann die Hand dabei und nickte ihm freundſchaftlich zu. Und Dorothea ſah glückſelig ihren Verlobten an.

Neuntes Kapitel

Wenn ich von meinem Sohne erzählen will, begann der Meiſter ſeine Geſchichte, ſo muß ich ungleich mehr von ſeiner Mutter berichten und von mir und andern Leuten. Von meinem Sohne weiß ich im Grund herzwenig; aber was um ſein junges Leben herum vorzeiten geſchehen iſt, das mag nicht ohne Intereſſe ſein, erfahren zu werden, und am Ende iſt es dann doch die Urſache, daß ich heute nicht ſagen kann: „Hier, Frau, ſtell' ich dir deinen Schwiegerſohn vor; halt' ihn mir in Ehren!“ Ihr mögt es euch ja gerne gefallen laſſen, daß ihr mit dem einen auch zugleich vom andern unterrichtet werdet. Und ſollte euch auch nicht alles ſtreng zur Sache zu gehören ſcheinen, ſo nehmt an, daß ich ſie euch eben nicht gerne anders vortrage, als ich ſie ſelbſt erfahren habe; das Halstüchlein, das meine Frau trug, will ich ihr nicht deshalb abknüpfen, weil ihr vielleicht denken könntet, es täte es auch ohne das.

Ich hatte damals, als ich ſie kennen lernte, eigentlich ſchon eine Bekanntſchaft; ſie hieß Lydia,

war ein tüchtiges, treues Mädchen, und ich wäre bei einfachen Anſprüchen wohl ſehr glücklich geworden mit ihr. Ich befand mich aber in einem heimlichen Widerſpruch zwiſchen meiner Neigung und meinen Anſprüchen an das Leben, und dieſer Widerſpruch ließ mich nie recht meiner Liebe froh werden. Ich wollte nämlich hoch hinaus und hatte nichts geringeres im Sinn, als eine mechaniſche Schuhfabrik. Die Wege dazu ſchienen mir ſo eben als möglich, und es war damals auch an der Zeit, wo ein jeder, der ein wenig Kenntniſſe oder Unternehmungsluſt oder Geld beſaß, mit irgend einem weitgehenden Plan umging. Es wehte wie ein Fieberhauch durch jene Jahre; niemand wollte unten bleiben, niemand die Grundlage mehr bilden helfen. Jeder wollte ein Herr ſein auf eigene Fauſt. Es ſchien, als wolle alles aus den Fugen gehen und kein Menſch wußte, wie das enden ſolle.

In dieſen Strudel geriet auch ich alsgemach. Ich dachte Tag und Nacht an meine Fabrik, und mit zunehmender Erwärmung für das Projekt begann ich auch langſam zu ſchwärmen. Anfangs ſchwieg Lydia dazu; ſie hoffte wohl, ich käme von ſelber wieder von dieſen Plänen ab. Als aber nur das Gegenteil davon geſchah, begann ſie zuerſt ruhig und dann immer dringlicher dagegen zu reden. Sie wendete ein, daß ich weder das Geld beſitze,

ein ſolches Unternehmen mit Nachdruck ins Leben zu ſtellen, noch andrerſeits mich ſonderlicher kaufmänniſcher Kenntniſſe oder auch nur genügender Einblicke in den mechaniſchen Geſchäftsbetrieb rühmen könne: ich hielt dagegen, für jenes laſſe ſich Kredit und für dieſes Anleitung finden. Lydia führte mir vor, wie andere Männer trotz reichlicher Geldmittel und trotz Kenntniſſen und Erfahrungen mit ſolchen Wagniſſen zu Grunde gegangen ſeien: ich erklärte es aus mangelnder Energie oder Gewandtheit. Lydia ging noch weiter, trieb ich ſie doch dazu: eben dieſe Fähigkeiten, Energie und Gewandtheit, ſprach ſie mir nicht in ſolchem Grad zu, daß ſich ein derartiges Gebäude darauf ſtellen laſſe: ich verſicherte, ihr das Gegenteil beweiſen zu wollen. Natürlich gingen dieſe Geſpräche nicht ſo glatt von ſtatten. Ich war heftig, ſie dringend, ich hochfahrend, ſie unerbittlich; ſo kam es häufig zu Mißhelligkeiten und, von meiner Seite im Bemühen, mich ihrer zu erwehren, zu offenen Beleidigungen. Lydia litt ohne Zweifel viel Kummer um mich; doch bei jeder neuen Zuſammenkunft brachte ſie wieder ein freundliches Geſicht mit und ihr friedliches Ideal: eine heitre Exiſtenz an meiner Seite als wohlehrbare Meiſtersfrau und Hauswirtin über zehn Köpfe, Meiſter, Kinder, Lehrlinge und Geſellen, was allerdings für eine Frau ein erſtrebenswertes Ziel iſt — wenigſtens zu jener

Zeit ſicher noch war. Heutzutage hört man zwar die und jene über ſolche Ausſichten ſchnöden. So viel Geſcheer wolle ſie nicht haben und ſie möge ſich nicht auch noch mit des Meiſters Geſellen und Lehrlingen herumbalgen. Man hört aber ſchon am Ton ſolcher Redensarten, daß da die rechte Liebe und die innerliche Tüchtigkeit fehlen, welche Eigenſchaften ein großes Teil jenes goldenen Bodens ausmachen, der dem Handwerk zugerühmt wird.

Von dieſen Frauen war alſo Lydia keine; ſie hatte ſich vielmehr darauf vorbereitet, in ihrem Leben tüchtig zu arbeiten. Nun wollte ſie dieſe Rüſtungen nicht umſonſt getroffen haben. Und das Fabrikweſen gefiel ihr überhaupt nicht. So ein Rechnen nur mit Material und Geld mit völliger Außerachtlaſſung derjenigen, die für den Unternehmer arbeiten, war gegen ihre Natur. „Wer ſeinen Kopf für mich braucht und ſeine Hände für mich regt, der hat Anſpruch auf den gleichen Dienſt von meiner Seite“, ſagte ſie. Es tat ihr in der Seele weh, zu ſehen, wie am Morgen die jungen Arbeiter in den Fabrikhof traten — ſie hatte dies Schauſpiel täglich vor Augen —, in farbloſem Aufzug und ſchlechter Haltung, dem kundigen Auge Vernachläſſigung und mangelnde Pflege verratend, ſich drängend durch das Tor beim Glockenzeichen wie eine Herde Schafe und vom Prinzipal wie Ware empfangen

und gemuſtert, wenn's hoch kam. Ganz anders ſtellte ſie ſich's vor, wenn ſie als beſtandene Meiſtersfrau ein halbes Dutzend oder mehr ſolcher Geſellen unter Auge und Hand hätte, daß ſie immer hübſch und farbig im Zeug gingen und mit lachendem Geſicht vor Meiſter und Meiſterin den Hut ſchwangen, wenn ſie ihnen am Sonntag irgendwo begegneten; wenn der Meiſter ſeine Geſellen in Zucht und Vermahnung hielt und wie ehedem ohne weiteres an einem ſolchen wildfremden Burſchen Vaterſtelle verſah, ſolange er bei ihm war. Das war nach ihrem Gefühl das einzig ideale Verhältnis, und darin ſah ſie eine dankbare Lebensaufgabe für ſich.

Das alles war aber nicht nach meinem Sinn. Ein großes Magazin gehäuft voller Lederhäute, und ein anderes, noch größeres, mit fertigen, zum Verſand bereiten Schuhwaren aufgefüllt, ein Kommen und Gehen von Poſtboten und Fuhrleuten und ein Wimmeln von Rädern und Pochen von Maſchinen: das war's, was in meinem Kopf ſpukte und allerlei wunderliche Träume darin aufführte. Und immer tiefer geriet ich in den Wirbel. Ich ſah das Alte verſinken oder mit Neuem überſchwemmen, was ſollte ich noch daran glauben! Das ſchwanke Schiff war an die Stelle des wohlgegründeten Hauſes getreten und das Segel anſtatt des Werkzeuges. Und wer fragte nach dem

Steuer! Der Strom führte von ſelber. Und was ſollte mir die Stimme aus der alten Zeit! Lydia erſchien mir endlich als eine Vertreterin überwundener Zuſtände. Das Rad hatte ſich überſchlagen und ich wollte einmal nicht unten ſein.

In unſerer Werkſtätte war ſonſt noch wenig von dem Rauſch zu bemerken, der draußen die Männer wie Betrunkene hin und her warf. Der Meiſter ging ſeiner Wege wie ehedem, nur daß er zwei oder drei Geſellen mehr beſchäftigte als früher. Er dachte nicht an Maſchinen und Fernverkehr. Sein Haus ſtand auf den Fels unerſchütterlicher männlicher Tüchtigkeit gegründet, darum konnte es der Zeitſtrom auch nicht im mindeſten anfechten. Er hielt nach alter Sitte ſeine Geſellen unter ſeiner Hand, beſorgte und förderte ſein Geſchäft und, was das Beſte iſt, verſtand bei alledem ſeine Zeit ſehr wohl, was aus dem Vorteil hervorgeht, den er daraus zog. Als dann auch alles vorbei war mit dem Reſultat einer Reihe großer Unternehmungen auf dieſer Seite, und auf jener einer Menge zerfallener Haushalte mit kalten Herden und leeren Vorratskammern, die auch nie wieder aufgefüllt wurden, weil unter dem wirbelnden Oberſtrom der goldene Unterſtrom den meiſten unbemerkt eine andere Richtung genommen hatte: da ſtand er mit ſeinen zwanzig Geſellen als ein Patriarch des alten Handwerks

mitten in der neuen, verarmten Zeit, ſelber ein Beweis ſeines Wahlſpruches: Es iſt alles zu überwinden, nur die Tüchtigkeit nicht.

Damals alſo war es noch ſtill in unſerer Werkſtätte. Es redete niemand ſo recht von der neuen Zeit, als etwa der Meiſter; und weil der darüber ſpottete, wagten die, welche doch nicht ganz ſeiner Meinung waren, nicht, Laut zu geben. Es fehlte aber nur an einem Wortführer, um die verborgenen Gedanken an den Tag zu bringen.

Eines ſchönen Morgens erſchien ein neuer Geſelle bei uns. Der Meiſter hatte mit den Lehrlingen tags zuvor bereits eine weitere Werkbank gezimmert und einen Stuhl mit Leder überzogen. „Die Jacke iſt dem Burſchen ſchon wieder zu eng,“ lachte er, „der Schmerbauch kommt.“

Der neue Geſelle hieß Georg Wetzel und war ein Hauptkerl. Er war überall geweſen, nur nicht in der Kirche, er wußte alles und kannte alles und hatte binnen acht Tagen uns alle in der Taſche, nur den Meiſter nicht, der war ihm zu dick. Und nach weiteren acht Tagen hatten wir alle unſere altmodiſchen Hüte und Knotenſtöcke weggelegt und trugen gleich ihm Fortſchrittsmützen und ſchwangen Fortſchrittsſtöckchen.

„Darin gibt ſich die neue Zeit kund,“ ſagte er uns auf einem der Spaziergänge, die wir als ſeine Schüler, dicht um ihn geſchart, mit ihm aus-

führten, „darin nämlich, daß nun nicht mehr die Zunft den Meiſter macht, ſondern daß ein jeder ſelber aus ſich machen kann, was er will. Und ſo, wie ich euch hier anſehe — er ſchaute uns dabei der Reihe nach an — iſt kein einziger unter euch, dem nicht eine höhere Berufung auf der Stirn geſchrieben ſtände.“

Das war uns einmal aus dem Herzen geſprochen, mir ſonderlich, und es war mir bloß halb recht, daß einer von den Jüngeren ſo leichthin ſeine Anſicht dazwiſchen warf, wenn man nur das nötige Kleingeld auch noch hätte zur Berufung hin, dann wollte man ſchon an ſeinen Ort kommen. Einige andere lachten, wodurch ich mich veranlaßt fühlte, mit einem mißbilligenden Blick auf den vorlauten Sprecher — ich war ſo ziemlich der Senior — das Geſpräch in ernſthafte Bahnen zu lenken. „Das habe ich allerdings auch ſchon ſo für mich gedacht,“ ſagte ich etwa, „und der Weg iſt gewiß für uns alle gleichmäßig aufgemacht. Aber was ſoll man mit ſo zwei, dreihundert Talern anfangen! Da ſteckt's.“

Wir waren unterdeſſen auf einer Graskuppe angekommen und ließen uns auf Wetzels Aufforderung alle auf den Boden nieder. Er ſelbſt blieb ſtehen und ſah, an einen Baum gelehnt, ſchweigend in die Ferne. Eine gute Weile war es ſtill zwiſchen uns, bis es endlich dem Vorlauten

wieder zu lange dauerte. „Was guckſt du denn in die Welt hinein oder aus der Welt heraus?“ rief er den ſinnenden Wetzel an. „Ich?“ Er kam wie aus weiter Ferne zu ſich. „Ich? Ich ſah etwas.“ „Was denn?“ fragten mehrere und ſchauten in die Richtung, aus der er ſoeben zurückgekehrt war. „Nichts fürs körperliche Auge,“ erwiderte er, „wenigſtens jetzt noch nicht.“ „Was denn ſonſt?“ begannen wir zu drängen. „Hm — meint ihr, mit zweitauſend Talern wäre eine kleine Fabrikation anzufangen?“ „Ei wohl, ei gewiß“, rief ich, der in dieſer Sache ſonderlich zu Hauſe ſein mußte. „Das Gebäude mietweiſe, die nötigſten Maſchinen, Handbetrieb, das Nötigſte von Ledervorrat: natürlich. Aber was willſt du damit?“ „Hm — und aus einer kleinen Fabrikation läßt ſich mit Geſchick auch eine große entwickeln?“ fragte er weiter. „Ei ja, nichts einfacher als das“, rief ich; „Fleiß, Ausdauer, Gewandtheit, Energie — und es kann nicht fehlen. Aber was ſoll das?“ „Seid ihr ſchwierig von Begriff“, ſagte er mit einem Anflug von Unmut. „Aber ich will euch helfen. Wir ſind hier alles ſolide und geſcheite Burſchen zuſammen, die ſich was Rechts geſpart haben, jeder nach Kräften und nach Alter. Ich ſetze den Fall, ich habe ein kleines Vermögen von, ſagen wir, achthundert Talern; du — ſagte er zu mir — legſt drei-

hundert drauf, ſind's elfhundert, du zweihundert, macht dreizehnhundert, du hundertfünfzig, ſind vierzehnhundertundfünfzig — — merkt ihr noch nichts?" Doch, jetzt merkte ich etwas. „Herrgott, das wäre noch eins", rief ich begeiſtert. „Wir zehn ſolide, geſcheite Burſchen legen unſer Gerſtlein zuſammen — ſo iſt's gemeint — und fangen auf gemeinſame Rechnung und Profit eine Fabrikation an — ſo iſt's gemeint, Geſellen, ſo! Wir zuſammen zehn junge Männer in fünf Jahren nach gehöriger Förderung des Unternehmens gemachte Leute und im ſtand, jedem Geldprotz in die Zähne zu lachen: das packt mich, Wetzel, bei Gott, das packt mich!"

Das gab nun fürs erſte einen ziemlichen Tumult und Aufruhr in den Gemütern; wir kamen mit heißen Köpfen nach Hauſe, und noch bis ſpät in die Nacht hinein lärmten und disputierten wir in unſern Schlafkammern, ſo daß der Meiſter endlich Ruhe gebieten mußte, indem er mit einem Stock an die Zimmerdecke pochte. Es wurde aber die ganze Nacht hindurch nie recht ſtill; bald hatten die zwei in dieſem, und bald jene im andern Bett miteinander zu raunen — wir lagen je zu zweien alle zehn in fünf Betten —; ein anderer ſchrie etwa aus ſeinem Traum heraus: „Nieder mit der Zunft!" oder: „Wir zehn ſolide, geſcheite Burſche!" Wetzel und ich taten vollends kein

Auge zu. Wir waren unter unſrer Bettdecke bereits einig geworden, daß es auch fünfzehnhundert Taler täten — vierhundert dachten wir leichtlich auf Darlehen erhalten zu können zu unſern elfhundert hin, und zwei Meiſter war doch beſſer als zehn. Es konnte nicht gut gehen, wenn die Grünſchnäbel alle etwas zu ſagen haben wollten, das war uns ſchon klar geworden. Wenn ſie durchaus mit dabei ſein wollten, ſo konnten ſie Anteilſcheine haben, ſollten aber nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten als einfache Arbeiter eingeſtellt werden und in Geſchäftsangelegenheiten durchaus nichts hinein zu reden haben. Soweit war unſer Projekt gediehen, als der Morgen herankam und das Tagewerk wieder aufgenommen wurde.

Ich weiß nicht, ob der Meiſter etwas von unſern Plänen vernommen hatte. Er machte uns wenigſtens die folgenden Tage tüchtig arbeiten, ſo daß uns zum Fortſpinnen der angedrehten Fäden nur wenig Zeit übrig blieb.

Fortgeſponnen wurden ſie aber dennoch. Waren wir unter Tags verhindert, das Thema gemeinſam zu diskutieren, ſo trugen wir abends um ſo mehr Einzelreſultate ſtillen Nachdenkens zuſammen, aus welchen dann wiederum eine Geſamtkonſequenz gezogen wurde. Doch wußte Wetzel bald die jüngeren Elemente zur Anerkennung ſeiner Führerſchaft zu bringen, und das um ſo leichter, als er

ihnen in Wirklichkeit zehnfach überlegen war. Mich sonderte er von ihnen ab auf die einfache Art, daß er hauptsächlich mit mir verkehrte und jene nur gelegentlich so nebenhin nahm. So war die Verteilung der Rollen aufs beste vorbereitet, und wenn die jungen Burschen fürs erste auch ein wenig stutzten, so vermochten sie sich doch nicht dem zauberischen Klang des Titels ‚Aktionär' zu verschließen. Wer hätte auch je gedacht, daß sie es zum Teilhaber, ja sogar zum stillen Teilhaber, bringen würden? Sie waren alles zufrieden und sehr begierig, Klang um Klang zu wechseln, — ihr Geld für Titel und Profit einzusetzen.

Eines Tages ward auch der erste Schritt zur Verwirklichung unserer Pläne getan. In der Zeitung war ein Haus zum Vermieten ausgeboten, sehr geeignet für Lagerräume oder größere Werkstätten mit mechanischem Betrieb — was in unsere Sprache übersetzt hieß: kleinere Fabrikation. Alsobald begaben wir uns, Wetzel und ich, an Ort und Stelle, um die Gelegenheit in Augenschein zu nehmen. Es paßte alles, als ob's gerade für uns gebaut worden wäre. Die Räume waren zwar ein wenig niedrig und ein wenig düster, aber in der Höhe hatten wir ja nichts zu suchen und fürs andere gab es Lichter. Dann lag die ganze Liegenschaft ein wenig abseits vom Verkehr; es führte nur ein Fußweg dahin, welcher

vorerſt in einen proviſoriſchen Weg mündete, der den Wanderer zuletzt auch wieder im Unklaren ließ, woher er eigentlich kam und wohin er leitete. Er hatte dafür aber den Vorteil, daß man darauf überall hin gelangen konnte, wenn man zur rechten Zeit abzuzweigen verſtand, und im übrigen, wenn unſere Geſchäfte einmal zu blühen anhöben, wollten wir ſchon eine Fahrſtraße bekommen, ſchlimmſten Falls bauten wir ſie eben ſelbſt. Ein Stück Wieſenland gehörte auch zum Haus und mußte mit in Miete genommen werden. Ich bemerkte den ſpärlichen Graswuchs darauf. Wetzel betonte aber ſehr richtig, daß das Areal nicht als Fütterungsgelegenheit für Kühe und Ziegen, ſondern als Raum für Zukunft für uns in Bedeutung komme. Doch gab er der Eigentümerin, einer Dame ganz und gar nach altem Schnitt, zu verſtehen, daß die Matte keine zehn Mark im Jahr abwerfe und in der Mietſumme daher nicht wohl Berückſichtigung beanſpruchen könne. Auch laſſe ſich das Haus bei ſeiner Abgelegenheit und ſeinen mangelhaften Lichtverhältniſſen doch kaum als eine für ſolche Zwecke abſonderlich günſtige Gelegenheit in Betracht halten. Allerdings könne manchmal der Verlegenheit aus einer Ungelegenheit Gelegenheit werden, wenn ſich guter Wille zu gutem Willen finde. Er appellierte an den loyalen Sinn der Eigentümerin, betonte unſere gerechten An-

ſprüche an das Entgegenkommen der Menſchen bei ſolch ſeltener Strebſamkeit und wußte uns beide ſo ſachte in das Wohlwollen der alten Dame hineinzuſchwatzen und ihre Aufmerkſamkeit für unſer Unternehmen zu erwecken. Sie begann zu fragen, wir antworteten, und es iſt mir heute, als hätte Wetzel auf ganz feine Art mich in den Vordergrund gerückt als Hauptperſon. Die Dame lud uns dann zu einem kleinen Imbiß in ihre Wohnung ein und ſtellte uns ihren beiden Töchtern vor, mit denen wir uns bis zu ziemlich ſpäter Stunde ſehr angelegentlich unterhielten. Wir ſprachen von unſerer Zeitſtrömung im allgemeinen — dies war ſonderlich Wetzels Tummelfeld — und von unſeren Plänen im beſonderen. Es ging an jenem Abend ſonderbar zu: Wetzel begeiſterte die jungen Mädchen mit den neuen Ideen, wenn aber deren Umſetzung in die Wirklichkeit erwogen wurde, wandte man ſich um die praktiſchen Fragen hauptſächlich an mich. Es ſcheint, daß ich als die Seele des Unternehmens galt, während Wetzel als der erweckende Geiſt betrachtet wurde, der nichts wollte und nichts vermochte, als Anregungen zu geben.

Mich durchdrang an jenem Abend ein Hochgefühl, das vom Rauſch nicht ſehr entfernt war. Und warum ſoll es einen Schuſtergeſellen nicht betören, einen ganzen Abend lang von gutbürger-

lichen Leuten als angehender Fabrikant behandelt zu werden? Dazu noch von Damen? Dazu noch von jungen Damen? Und daß dieſe jungen Damen hübſch, vermöglich, klug und freundlich waren, kann durchaus nicht als Ernüchterungs-Moment betrachtet werden. Fernerhin gab ſich auch Wetzel keinerlei Mühe, mich zu mir ſelber zu bringen, vielmehr malte er mir unſre Zukunft in den freudigſten Farben aus, die nur irgend aufzutreiben waren. Denn war nur einmal unſere Fabrik im Gange, das heißt, mit Dampf, ſo in zwei, drei Jahren, dann legten wir uns leiſe eine eigene Gerberei zu. Und gedieh dieſe — und warum ſollte ſie auch nicht? — ſo in zehn Jahren, dann begannen wir uns, etwa auf einer Ferienreiſe, nach einer fetten Alp umzuſehen, auf welcher wir für unſern Häutebedarf unſer eigenes Vieh zogen; für das amerikaniſche Leder mußte auch an eine Prärie gedacht werden: summa, ſo in zwanzig Jahren Beſitzer ausgedehnter Fabrik-Etabliſſements, Alpweiden, Prärien, eigener Schiffe und Bahnlinien und Herr und Gebieter über Hunderte von Arbeitern zu ſein: ha, ich möchte den Schuſtergeſellen ſehen, der bei einer ſolchen Ausſicht nicht taumelig wird. Und alles am Horizont erreichbarer Möglichkeit; einfach und eben die Wege dazu: Fleiß, Ausdauer, Geſchicklichkeit und Intelligenz, und gangbar durch unbeſchränkte Freiheit

des Wollens und Handelns: ei, rings um uns herum waren Hunderte mit Fingern zu weiſen, die angefangen hatten wie wir, vielleicht mit noch geringeren Mitteln, und nun im Begriff ſtanden, reiche Leute zu werden.

Von all dieſen Vorgängen wußte Lydia nichts. Ob ſie auch nichts ahnte, weiß ich allerdings nicht. Wir ſahen uns ſeltener als früher; es war ſo ſehr viel kurzweiliger und dankbarer, mit Wetzel zuſammen zu ſein als mit ihr. Seitdem ich begonnen hatte, von meinen Träumereien zu ſchweigen, hatte auch der Streit zwiſchen uns aufgehört. An ſeine Stelle war aber etwas getreten, was der Liebe noch viel gefährlicher iſt: Langweile aus heimlicher Verſtimmung. Die Verſtimmung war wohl nur von meiner Seite, an der Langweile litten wir aber beide gleichmäßig.

So waren wir auch wieder eines Abends lange ſchweigend neben einander hergegangen. Sie hatte von dieſem und jenem zu ſprechen begonnen, bei mir aber nur halbe Teilnahme damit gefunden und endlich die Verſuche ſeufzend eingeſtellt. Wir wanderten am Fluß hinab und ich ſeh es noch heute, wie ſie mit der Hand da und dort an den Zweigen des Buſchwerkes, das unſern Weg begleitete, traurig hinſtrich. Ich dachte dabei an unſre Fabrik, an unſre neuen Maſchinen, die jeden

Tag eintreffen mußten; ich dachte an dieſe und jene Firma, bei welcher wir dies und das beſtellt hatten; ich überlegte mir, wie die Arbeit zu verteilen ſein werde auf die verſchiedenen Geſellen, denn es hatten ſich alle unſre Kollegen hoch und heilig verſchworen, dem Meiſter auf einen Tag zu künden, ſobald wir mit dem Finger winkten; ich dachte auch daran, ob die und jene Schuhhandlung auf unſre Lieferungsanträge eingehen werde, oder ob man ein noch günſtigeres Abſatzgebiet ausſuchen ſolle? Und endlich dachte ich an die, die ſpäter Lydias Nachfolgerin geworden iſt.

So war ich weit genug von Lydia weg, als ſie plötzlich ſtehen blieb und mir gerade und offen ins Geſicht ſah. Warum ich nicht mehr zu ihr nach Hauſe komme, laſſe die Mutter fragen; ob ich den Weg vergeſſen habe?

Das ſchlug ein wie ein Steinwurf. Da waren alſo noch Leute, die auf mich Anſpruch erhoben. Da waren noch Schulden, Verbindlichkeiten aus alter Zeit. Die Frage war mir unbequem und ich anwortete kurz, daß ich eben keine Zeit hätte, das Geſchäft ginge ſo ſtreng. — „Am Sonntag auch?“ fragte Lydia und ſah mich immer noch an mit ihren klaren, ruhigen Augen. Jetzt ſaß ich einfach in der Klemme und wußte nichts Geſcheiteres zu tun, als mich zu ärgern. Doch redete ich mich noch glimpflich heraus. Das

ſei ſo Altweiberweiſe; nun ſei ich einmal drei, vier Sonntage nicht bei ihr geweſen: gleich heiße es, ich käme nimmer. Ich werde ja ſchon wieder kommen, aber ein junger Burſch habe am Sonntag Beſſeres zu tun, als bei alten Weibern zu ſitzen. „Und bei — ſeiner Braut," fügte Lydia hinzu.

Das war der zweite Steinwurf. Und er traf mitten in meine blanke Scheibe hinein. Ich hörte etwas klirren in mir, und als ich halb beſtürzt und halb geärgert aufblickte, ſchaute ich wieder in ihre ruhigen Augen. Sie bereitete mir aber nicht die Verlegenheit, mich antworten zu laſſen, vielmehr ſagte ſie in ihrer einfachen Weiſe: „Die Mutter iſt recht krank und wird wohl nimmer aufſtehen. Sie möchte uns noch einmal ſehen und uns ſegnen, ehe ſie geht." Dann wandte ſie ſich wieder und ging langſam weiter.

In mir aber ging nun etwas Merkwürdiges vor, was mir nur einmal im Leben begegnet iſt, nie zuvor und nie mehr nachher. Ich ſah Dinge, die gar nicht exiſtierten; es war wie ein Traum. Wie ſie das geſagt hatte von der ſterbenden Mutter, ward es plötzlich ganz ſtill in mir und um mich her. Das Rollen der Triebräder meiner Zukunftsfabriken, das Pochen der Hämmer und das Poltern der Maſchinen, das mich ſeit Wochen Tag und Nacht auf Schritt und Tritt

begleitete, verſtummte wie auf einen Wink. Und in dieſer Stille hörte ich die ſegnenden Worte der Sterbenden, denn ich kniete an ihrem Bett und Lydia neben mir. Ganz in der Ferne ſtanden alle meine Fabriken beiſammen, und ſtanden alle meine Arbeiter und ſtand Hermine, die jüngere der beiden Töchter unſerer Mietsherrin, mit einem überlegenen Lächeln. Und die Arbeiter lächelten und die Fabriken lächelten. Und zugleich ſah ich mich auf einem Dreibein ſitzen und alte Schuhe flicken, Lydia als mein Weib um mich geſchäftig mit kleinen Kindern und Windeln, während auf dem Tiſch das Mittageſſen ſtand: Hering und Pellkartoffeln mit ſaurer Milch. Und alles das war mir mächtig unbehaglich und ich ſchämte mich vor meinen Fabriken, vor meinen Arbeitern und vor Hermine.

Wie lang dieſer Zuſtand dauerte, weiß ich nicht. Als ich wieder zur Wirklichkeit zurückgekehrt war, fand ich mich allein. Lydia ſah ich eben noch um die Ecke der Sägergaſſe biegen. Ich atmete auf, wie nach einem überſtandenen ſchweren Examen. Und dann fielen mir meine Fabriken wieder ein, ſachte begann es wieder zu rollen, hämmern und pochen; und als ich kurz darauf Fräulein Hermine begegnete — ſie kam aus der Sägergaſſe und mußte mit Lydia den Weg gekreuzt haben — wußte ich, daß ich die

ſterbende Mutter meiner Braut nicht beſuchen werde. Die Einladung Herminens hingegen, auf ein Stündchen mit ihr nach Hauſe zu kommen, ſchlug ich nicht aus; und als ich ſtatt nach einer, nach drei Stunden ihr Haus verließ, um nach meinem Fabriklein hinauszuwandern, wo ich ſchon meine Wohnung eingerichtet hatte, — da wußte ich auch und wagte mir's unter dem vollen Gelärm meiner Zukunftsfabriken zu geſtehen: daß Lydia nicht mehr meine Braut ſei.

Bei der Einbiegung in die Sägergaſſe, an jenem Abend, war es auch das letzte Mal in meinem Leben, daß ich ſie ſah. Wo ſie nachher hinverſchwand, weiß ich nicht, vergaß ſie auch bald genug unter dem Anſturm der neuen Geſchäfte und Ereigniſſe.

Denn nun rückten die Maſchinen an; eine zum Stanzen, eine zum Walzen, eine zum Nähen; mehr als drei waren's nicht; die Dinger kamen ſchwer teuer und wir mußten unſer Gerſtlein zuſammenhalten; aber ich ſetzte große Hoffnungen auf dieſe ſtählernen Handwerksgeſellen.

Unter Herminens Beiſein wurden die Maſchinen feierlich aufgeſtellt; ſie intereſſierte ſich überhaupt für das Unternehmen und hatte auch die alte Dame bewogen, ſtatt nur vierhundert ſechshundert Taler dazu beizuſteuern. Sie kam endlich faſt jeden Tag zu mir heraus, um zu ſehen, was es

Neues gebe, zeigte ſich befriedigt über das ſichtliche Vorwärtsſchreiten der Vorbereitungen und ließ ſich über alles Auskunft geben, wobei ſie es an hohen Plänen mir noch zuvortat und mit ihrer kühlen Verſtandesmäßigkeit meinen Glauben an das Gelingen derſelben noch bedeutend verſtärkte.

Wetzel war ſeltener in dem Etabliſſement zu ſehen; er beſorgte hauptſächlich die kaufmänniſche Seite unſerer Zurüſtungen und machte die nötigen Geſchäftsreiſen, außerdem war er auch ſonſt lieber im Freien als in den „Arbeitsſälen“, wie er die Räume nannte; er ſagte, ſein Geiſt ſchaffe beſſer unter dem blauen Himmel, und auf den Spiritus komme es doch zuletzt an.

Und jetzt nahte allmählich der große Tag, auf welchen wir den Beginn des Betriebes feſtgeſetzt hatten. Ich übte mich eifrig auf allen Maſchinen, damit ich den Geſellen ohne Stocken und Stottern den Meiſter zeigen konnte. Ganze Berge von Arbeit warteten bereits der fleißigen Hände, wie denn überhaupt das, was noch zu tun war, den ſtärkſten Teil unſeres Unternehmens ausmachte. Und die acht jungen Kollegen warteten ſehnſüchtig des Winkes, dem Meiſter die Gefolgſchaft zu künden und zu den Fahnen der Zukunft zu eilen. Die Anteilſcheine hatten ſie bereits in Händen; Wetzel hatte das Geſchäft beſorgt und verwaltete

auch mit erfreulichem Geiz unſere Schätze. Er war im Nebenſächlichen ſparſam bis ins Übertriebene; wo es aber hieß eine wichtige Anſchaffung machen, öffnete er ſeine Hände willig.

Jetzt galt es noch die letzte Reiſe, um Abnehmer für unſere Fabrikate zu gewinnen. Wir hatten uns für ein entfernteres Abſatzgebiet entſchieden, weil dort die Preiſe höher ſtanden. Wetzel packte alſo einige Muſter ein, die ich mit beſonderer Sorgfalt verfertigt hatte, und ſtellte mir aufs zuverſichtlichſte baldige angenehme Nachrichten in Erwartung. Dann reiſte er ab, während ich die paar Tage bis zum Termin zu einer letzten gründlichen Beſichtigung unſrer geſamten Einrichtung benutzen ſollte.

Das waren nun geſpannte Tage, dieſe letzten vor dem Termin; mir war's wie am Vorabend des langen Glücks, wenn ich ſo zwiſchen meinen drei Maſchinen hin und wieder wandelte. Fuhr ich ſchon eifrig in meinem Fabriklein umher, ſo ging mir dieſes noch viel ruhloſer im Kopf herum. Ich hatte an der hölzernen Decke ſchon mit Kreide die Stellen bezeichnet, wo die Triebräder angebracht werden mußten, die mir vorderhand erſt im Haupt ſummten und ſurrten; hinter dem Fabriklein ſteckte ich beim Mondſchein mit Pflöcklein den Platz ab, wo das Maſchinenhaus mit dem Schornſtein zu ſtehen kommen ſollte. Ebenſo hatte ich die

ganze Fabrik, wie ſie nachher ausſehen würde, fertig auf dem Plan mit allen Maſchinen und Treibſtangen, den Grundriß, die Vorder- wie die Hinteranſicht und den Durchſchnitt, und zwar ſowohl die linke als die rechte Hälfte.

Es kann mir auch keiner den Vorwurf machen, ich hätte nicht nach dem Grundſatz gehandelt: erſt das Notwendige, dann das Nützliche, dann das Angenehme. Denn das notwendige Gegenwärtige war bereits beſorgt, ſo konnte es auch nur nützlich ſein, mir über das Kommende Rechenſchaft zu geben. Das Angenehme beſtand aber im Entwerfen des Planes für mein Wohnhaus, oder beſſer geſagt, es beſtand eigentlich darin, daß ich glaubte berechtigt zu ſein, zu denken: unſer Wohnhaus, Herminens und meines. Dort ſollte es ſtehen, auf dem höchſten Punkt des ganzen Geländes, vor ſich das Gewirr der Wetzel- und Schattenſchen Fabriken, den grünen Wald und die blauen Berge hinter ſich, und ein heimliches ſtolzes Glück umſchließend, wie ein Chevreau-Stiefelchen einen ſchönen Frauenfuß. Denn Hermine hatte mich merken laſſen, daß ſie nicht ungerne mit von der Partie ſein möchte nnd daß ihr mein Geſicht nicht zuwider ſei, noch weniger mein künftiger Reichtum.

Und dann kam der erwartete Brief von Wetzel. Doch enthielt er ſehr Unerwartetes. Allerdings

teilte er mir eingänglich mit, daß dies und jenes Schuhgeschäft, wie die beiliegenden Bestellzettel bewiesen, einen Versuch mit unsern Fabrikaten zu machen wünschte. Wetzel betonte, daß diese Geschäfte, wie er selber gesehen habe, sehr geringwertiges Material auf Lager hätten, und daß ich, wenn ich nur halb hielte, was die Muster versprächen, ihnen immer noch den Sonntag in den Laden brächte.

Was dann diese Muster anbelange, so habe er festgestellt, daß sie ihm gerade paßten, was ihm um so lieber sei, als er für seine weiteren Unternehmungen notwendig eines zweiten Paares Schuhe bedürfe. Er sei in großer Unruhe, da er sich durchaus nicht mehr auf den Weg besinnen könne, den er von uns aus bis dorthin zurückgelegt habe. — In diesem Ton nämlich schrieb er. — Die Gefahr sei sehr groß, daß wir einander nicht mehr zu sehen bekämen, doch da er von vornherein damit gerechnet habe, sei er mit Geldern soweit versehen. Er werde mir jetzt noch ein Dutzend Firmen verschaffen, was eine Kleinigkeit sei; dann sei nichts einfacher, als daß er dem neuesten Zeitstrom folge, der sonderlich die Schiffbrüchigen nach den Goldfeldern der neuen Welt hinübertrage — und er sei von Geburt an ein Schiffbrüchiger. Ich dagegen werde mich halten, wenn ich ein wenig Energie und Phantasie entwickle. Der Weg

zum Reichtum ſei für mich in der Tat betreten und ich werde ohne Zweifel mein Ziel erreichen. Ihm ſei der Weg aber zu langweilig. Er wolle ſich frei bewegen, ſolange er könne; nach dem Leben werde er noch lang genug ſtille liegen müſſen.

Die paar Mark betrachte er als Honorar für die geleiſteten Dienſte und wünſche mir ein langes Leben. Dann folgte noch eine Nachſchrift des Inhaltes: wenn er in der neuen Welt irgendwo eine geeignete Prärie für meine Zwecke finden ſollte, ſo wolle er mir Nachricht geben.

Mit dieſem Brief in der Hand ſaß ich nun in meinem Fabriklein zwiſchen meinen drei Maſchinen und wußte durchaus nicht, was ich jetzt oder jemals in Zukunft denken oder beginnen ſollte. Meine Räder im Kopf ſummten nicht mehr, alles Licht war plötzlich erloſchen und ich weilte allein und verlaſſen im Dunkeln unter meinen Zukunftsfabriken, die mit Wetzel, der Säule meiner Hoffnungen, ebenfalls zu weichen und zuſammenzubrechen drohten. Meine Gefühle waren wie die des Kindes im Keller und viel fehlte nicht, ſo hätte ich auch geweint. Dieſer Zuſtand dauerte aber nur, bis ich Hermine wieder zu ſehen bekam, wannſelbſt ſich ſchnell alles in Freude und Zuverſicht kehrte.

Zehntes Kapitel

Während der Erzählung des Meiſters hatte ſich Alexanders eine heimliche Erregung bemächtigt, die immerzu an Tiefe und Mächtigkeit zunahm und die niederzuhalten eben nur ſeiner Kaltblütigkeit möglich war. Er glaubte eine Entdeckung gemacht zu haben, deren Inhalt aus dem Selbſtgeſpräch, das er zwiſchenhinein unter lautloſem Hin und Her führte, klar wird. „Herrgott! Es kann ja nicht ſein! Es iſt nicht erlaubt! Das iſt eine Gaukelei des Zufalls, nichts anders.“ So redete eine Stimme in ihm, der aber ſogleich eine andere antwortete. „Und warum ſollte es nicht möglich ſein? Was paſſiert nicht alles?“ Die erſte: „Was, dieſelbe Geſchichte ſoll ſich zu gleicher Zeit am gleichen Ort in doppelter Auflage abſpielen?“ Die andere: „Jonas und Hermine, ſo heißen aber deine Eltern.“ Die erſte: „Ach ja denn. Aber wenn auch. Mein Vater iſt doch längſt tot, erſchlagen in der neuen Welt. Wie kann es alſo der vorhandene Jonas Schatten ſein!“ „Aber die Fabrik?“ „Herrgott, ich werde

nicht klug daraus.“ „Dorothea wäre alſo deine Schweſter.“ „Ja, das fehlte eben noch, daß mir eine Braut ſo unter den Händen weg zur Schweſter würde! Ich ſage, Gott verhüte es, und es iſt nicht wahr und dabei bleibt's. 's iſt ja auch viel zu dumm, zu abgeſchmackt, zu altfränkiſch, um wahr zu ſein. Und was würde der nichtsnutzige Tobias grinſen, wenn er mich in eine romantiſche Geſchichte verwickelt fände. Albernes Zeug.“ Und dann begann er zu rechnen in ſeiner Not, neunzehn mal neunzehn, dreizehn zwei Fünftel mal neun ſechs Siebentel, den Zins von vierzehntauſend dreihundertundfünfundzwanzig Franken zu drei ein Drittel Prozent in zwei Jahren, vier Monaten und fünf Tagen, und endlich den Kurranzwert derſelben Summe in Mark, Gulden, Rubel, Schillingen, ſchwediſchen Kronen und türkiſchen Meſchidis auf den Para. Über all dieſen Manipulationen ging ihm ein beträchtlicher Teil der Geſchichte verloren, aber er hatte ſich doch zur Raiſon zurückgebracht und die Ruhe in ſeinem Innern wiederhergeſtellt; und das war die Hauptſache

— So wurden denn von mir jungem Fabrikanten meine ehemaligen Kollegen förmlich eingeſtellt — alſo floß unter dem Wellenſpiel in Alexanders Gemüt der Strom der ſchwiegerväterlichen Erzählung unaufgehalten weiter. Ich hätte ihnen am

Ende ihr Geld zurückerſtattet, wenn ich nur gekonnt hätte. Aber Hermine fühlte ſich auch als meine Braut, was ſie inzwiſchen geworden war, keineswegs verpflichtet, mit ihrem Geld für eines Windbeutels loſe Streiche einzuſtehen. Ihr Geld ſei für das Unternehmen, und da, aber auch nur da, wolle ſie alles einſetzen. Daher ward der Betrieb eröffnet, ohne daß die Geſellen das mindeſte von dem Vorgefallenen erfuhren. Mein Gewiſſen beſchwichtigte ich indeſſen ohne Mühe mit den guten Ausſichten, die meiner unverbrüchlich warteten; die paar hundert Mark würden ganz zuverläſſig ſo nebenher irgendwo herausſpringen.

Es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn alles ſeinen geregelten Gang gehabt hätte und Wetzel treu geblieben wäre, wir noch lange nicht zuſammen gekommen wären. Ich ſah ſie wohl gerne, aber anzufragen hätte ich doch erſt nach der erſten Jahresbilanz gewagt, ſofern ſelbe eine günſtige geweſen wäre. Nun aber, da ich bei dieſem Streich allen Mut wollte ſinken laſſen, ſprang ſie mit ihrem freien, kalten Sinn vor die wankende Wand und hielt ſie ſo lange, bis ich mein Selbſtvertrauen wiedergewonnen hatte. So machte ſich's ganz von ſelbſt, daß wir aus dieſer Affäre, die an ſich leider nicht ganz einwandfrei war, als Brautpaar hervorgingen. Auch in Zukunft war das Geſchäft das Band, das uns zuſammenhielt;

Zärtlichkeiten haben wir nicht viel getauſcht. Sie war, oder ſchien wenigſtens, in dieſem Punkt ganz anders als Lydia; wenn mich's auch dann und wann nach einem Gang durch die Roſengärten mit ihr verlangte, ſo wagte ich doch nie recht den Anfang zu machen.

Auch als wir Mann und Weib waren, wurde das nie anders. Es ging alles mit rechten Dingen zu unter uns, wie es vernünftigen Leuten ziemt. Tagsüber war ich in meinem Fabriklein geſchäftig, abends kam ich nach Hauſe, ſpeiſte mit ihr zu Nacht, ſtattete Bericht ab über die geſchäftlichen Ereigniſſe des Tages, las ihr etwa dies und jenes aus der Zeitung vor und beſprach die eine oder andere lokale Angelegenheit mit ihr — und dann war unſer Tag zu Ende.

Daß dies alles nicht ſo war, wie ich mir's ausgemalt hatte, kam mir erſt nach Verlauf des erſten halben Jahres ſo langſam zur Erkenntnis. Denn was der Schmetterling unſrer jungen Ehe bis dahin doch etwa noch von Silberſtaub auf ſeinen Flügeln getragen hatte, verwehte vollends, ſeit ſich Hermine Mutter werden fühlte. Damit ſetzte ein Zuſtand ein, den ich Werktag benennen möchte, und in dem mir's um ſo unbehaglicher zu werden begann, als ich einmal nicht ohne eine gewiſſe Sonntagsſtimmung ſein konnte. Es kam der Winter mit ſeinen dunklen Tagen. Unter den

Petroleumflammen, die wir in der Werkſtätte faſt den ganzen Tag brennen mußten, begannen meine Hoffnungslichter langſam zu bleichen; die ganze Geſchichte wurde ſo unendlich troſtlos alltäglich und jedes fröhlichen Aufſchwunges augenſcheinlich unfähig, daß ich mich erſt ganz heimlich und dann immer bewußter nach Erfriſchung und Erheiterung zu ſehnen begann. Ich verlangte nach Dingen, die ich weder in den Arbeitsräumen noch in meiner Wohnung fand, und die mir weder meine Arbeiter noch meine Frau zu bieten imſtande waren. Unter dem Hämmern des Alltages war auch das Rollen meiner Zukunftsfabriken verſtummt. Ich ſah keine Wege mehr in die Weite leiten und begann mich allmählich als ein Gefangener zu fühlen zwiſchen den ſchwarzen Wänden meiner Arbeitsräume — und nach und nach auch in meiner Wohnung an der Seite meiner Frau.

Ich meine, eine richtige Frau ſoll durch ihr ganzes Leben hindurch etwas Geheimnisvolles, Unergründliches in ihrer Seele beherbergen, etwas, das ſich nicht nachweiſen und auslegen läßt, das aber immerfort des Mannes Phantaſie und damit ſeine Spannkraft und Lebensluſt friſch erhält. Das Weſen einer Frau ſoll nicht zu ergründen ſein wie dasjenige einer Holzbildſäule, und wehe dem Eheſtand, wo der Mann eines Tages ſagen muß: „Alſo das iſt nun alles?“ Wo er ſich

plötzlich zu Ende gekommen findet, wenn er eben auf das Eigentliche, das Wahre, das Ewige zu ſtoßen erwartete. Ich glaube, daß Lydia davon ein reiches Maß in ihrer Seele barg: Hermine beſaß aber nichts, durchaus nichts von dieſem glücklichen Zauber. Sie war ſo gemütsarm, daß ſie zu bedauern war. Gerade in dieſer kritiſchen Zeit hätte ich dieſer Frauenkünſte bedurft. Ein einziges Wort aus Frauenmund hätte mir meine Zukunftsfabriken wieder in Gang ſetzen, ein heiterer Blick aus Frauenaugen die erloſchenen Hoffnungslichter wieder in Brand ſtecken können. Dann wäre mir der Urquell meiner Unternehmungsluſt, die Phantaſie, nimmer vertrocknet, und der Geiſt der Schaffensfreude nimmer verdürſtet.

Obgleich nun Hermine die Vorbereitungen zum Empfang des erwarteten Kindes mit derſelben Geſchäftsmäßigkeit betrieb, mit der ſie etwa das Mittageſſen zurüſtete, ſo ſetzte ich doch alle meine letzten Hoffnungen auf dies Ereignis. Das kleine Kind wird wecken, was von Seele und Gemüt in ihr ſchläft, ſagte ich mir, und dann bricht erſt die goldene Zeit unſerer Ehe an. Dergleichen kommt ja vor; weshalb ſollte es bei uns nicht auch ſo ſein. Es war aber nicht ſo. Das Kind kam, und alles blieb, wie es geweſen war. Sie pflegte es, wie es ſich gehörte, ſie war eine ordentliche Mutter: aber blitzen ſah ich nichts in ihren Augen.

Als ich am Abend jenes Tages, da ich nach Hauſe kam und alles geſchehen fand, ihr Vorwürfe machen wollte, daß ſie mir nicht Bericht gemacht habe, ſah ſie mich verwundert an. „Wozu? Dein Stand iſt in der Fabrik; und helfen hätteſt du mir auch nichts können. Im Gegenteil, du wäreſt uns nur hinderlich geweſen.“ Und dann fragte ſie mich, ob ich auch daran gedacht habe, daß Kehrjan in Münſter für ſeine Arbeiterſchuhe zwei, ſtatt nur einer Reihe Sohlennägel verlangt habe.

Mit dieſen zwei Reihen Sohlennägeln nagelte ſie mir endgültig zur Überzeugung feſt, was ich bisher immer noch wandelbar gehofft hatte: die Tatſache ihrer ſeeliſchen Unfruchtbarkeit. Wir hatten in der ganzen Zeit unſerer Ehe trotz aller ſchönen Anläſſe noch keine einzige echte Freude miteinander gezeugt, Freuden von jener Art, wie ſie während der glücklicheren Zeit meines Verhältniſſes zu Lydia mit jeder neuen Zuſammenkunft uns zuteil geworden waren. Denn jetzt war alles dageweſen, was geeignet iſt, in einem menſchlichen Gemüt die Blumen des Frühlings, oder wenn es durch ungünſtige Umſtände frühzeitig verdüſtert worden iſt, doch wenigſtens die Sterne des Friedens hervorzurufen. „Sie hat kein Gemüt“, ſagte ich, und wandte mich innerlich von ihr ab. Ich ließ ſie ſtehen und kehrte meine ganze Innigkeit dem

Knäblein zu, das uns in der Wiege lag. Ich fand den Weg zu meinem Kinde nicht mit ihr, an ihrer Seite, ſondern an ihr vorbei.

Das Weſen eines Kindleins iſt auch ſo ein Geheimnisvolles, Unergründliches, etwas, das ſich nicht nachweiſen und erklären läßt; es beſitzt auch ſo eine Macht, die die Phantaſie und damit die Spannkraft und Lebensluſt ſeiner Angehörigen friſch erhalten und unendlich befeuern kann, daß ſie Taten vollbringen, die ſie ſich vordem nie zugetraut hätten. — Zu uns aber kam es vergebens, weil zu ſpät.

Und das ging ſo zu. Seit einiger Zeit machte ſich ein peinlicher Mangel an Beſtellungen bei uns fühlbar. Ich ließ meine Arbeiter auf Vorrat ſchaffen, damit nur der Betrieb nicht unterbrochen wurde. Die alten Aufträge waren erledigt und ich mußte mich endlich zu einer Geſchäftsreiſe entſchließen, um neue Beſtellungen zu gewinnen, wenn ich nicht meine Fabrik ſchließen wollte.

Das war nun einer der ſchwerſten Gänge, die ich in meinem Leben unternommen habe. Vor einen fremden Menſchen zu treten, ihm zu ſagen: ich heiße ſo und ſo von da und da und wünſche, daß du mir etwas zu verdienen gebeſt: das erinnerte mich zu lebhaft an die unerquicklichen Situationen, in die mich ähnliche Bittgänge in meinen Wandertagen gebracht hatten. Dazu kam

meine natürliche Blödigkeit, die ich auch als Fabrikant noch nicht ausgezogen hatte. Gegen Untergebene wußte ich mich zu behaupten, wenn ſie nicht zu frech und raffiniert waren; gegen wohlſituierte Bürger aber meinen Standpunkt zu verfechten, gelang mir nur, wenn es ſich um politiſche oder andere Überzeugungen handelte, ſobald aber meine eigene Perſon in Betracht kam, war es mit meiner Sicherheit vorbei.

Und nun vollends in dem Strudel, in den ich jetzt hineingeriet! Gleich beim erſten Geſchäft, es war juſt die Firma Kehrjahn in Münſter, wurde ich von Mann, Frau, Sohn und Töchtern empfangen und auf eine Weiſe gemuſtert, daß ich die Augen niederſchlagen mußte, um meine Formel nur ohne Stottern herauszubringen. Weil die Leute aber das Halbe nicht verſtanden hatten, mußte ich alles wiederholen, was mich völlig aus der Faſſung warf. Und dann ging's los. Auf einen ehrenvollen Empfang hatte ich gehofft, auf Worte, wie: So, das war einmal eine Lieferung, die Sonne und Regen vertragen konnte. Alle Achtung. Wir haben ſchon lange auf Sie gewartet. Hier: zwölf Dutzend Herren A b 14; zwölf Dutzend Damen K 4 c, und Kinder und Arbeiter, und Mädchen und Filz und kein Ende. Ja, Allerſeelen! An meinen Schuhen habe ſich kein guter Nagel gefunden, ſie ſeien um die Hälfte

zu teuer gewesen, jedermann reklamiere, man habe Kunden verloren und werde meinethalben noch den Laden schließen müssen, so tönte es in Wirklichkeit. Wetzel hätte gedacht, daß das Ganze nur ein Manöver sei, um den Preis herabzudrücken, und hätte sich fein darausgezogen. Ich dachte aber nicht so und ließ mich ins Bockshorn jagen; ich drückte gewissermaßen die Augen zu vor dem Hagel, der auf mich niederprasselte, stotterte meine Entschuldigungen und hörte dabei meine eigenen Worte kaum vor dem Getöse von dem Krachen und Splittern meiner zusammenbrechenden Schlösser um mich her. Ich hatte bisher bei allem immer noch am Bewußtsein von der Vorzüglichkeit meiner Fabrikate, von meiner geschäftlichen Tüchtigkeit und von der Anerkennung meiner Geschäftsfreunde einen Halt gehabt und eine sichere Festung vor den mannigfachen Feinden eines aufstrebenden jungen Lebens. Nun war das mit einem Male dahin und ich wieder der Schustergeselle von ehedem.

Nachdem so mein Selbstvertrauen auf den ersten Wurf zertrümmert worden war, mußten mich die folgenden kleineren und größeren Verdrießlichkeiten um so tiefer und empfindlicher treffen. Wohl dachte ich an Frau und Kind und schleppte mich verzweifelt durch die fürchterliche Spießrutengasse zu Ende; was aber dabei herauskam, war

nur die verworrene Empfindung, daß ich bankrott ſein müſſe.

Noch heute ſind das meine böſeſten Nächte, wenn ich von jener Zeit träume. Ich habe nachher noch viele ſchwere Stunden durchgelitten, aber mit dieſer, da ich mit meinem böſen Gewiſſen, mit meinen zerbrochenen Hoffnungen, mit meinem blutenden Herzen vor mein Weib trat: mit dieſer Stunde kann ſich keine andere meſſen an Grauſamkeit und an Hoffnungsloſigkeit.

Wohl war ich, von meiner Reiſe zurückkehrend, am Morgen ſchon in der Stadt angekommen. Noch wußte ich aber nicht, wie ich mein Haus betreten ſollte. So ging ich denn zuerſt nach meinem Fabriklein hinaus, um noch eine letzte, allerletzte Friſt zu gewinnen. Es wollte mir bei meinem Eintritt in die Arbeitsräume ſcheinen, als ſei darinnen nicht alles ſo recht in Ordnung; doch beſaß ich nicht die friſche Geiſtesgegenwart, die Sünder gleich am Schopf zu faſſen. Und was wäre damit auch gewonnen geweſen! Ich trieb mich den Vormittag zwiſchen meinen Arbeitern herum, die ſich trübſinnig an ihren Maſchinen zu ſchaffen machten. Über Mittag hielt ich mich im Kontor auf; ich hatte wohl meine Bücher vorgenommen: aber wozu ſollte es nütze ſein, mich mit den Zahlen abzuquälen! Etwas anderes konnte ſelbſt beim beſten Rechnen nicht Reſultat werden,

als die todestraurige Gewißheit, daß heute oder morgen das ganze Gebäude über mir zuſammenbrechen und ich mit Frau und Kind obdachlos und brotlos werde in die Fremde wandern müſſen.

Dann kamen die Arbeiter wieder und ſchlugen ſich den Regen von den Mützen. Und ich ſah ihnen zu bei ihren Beſchäftigungen, ohne zu ſehen, was ſie eigentlich taten. Um drei Uhr ſteckten ſie die Lampen an; und damit wurde es noch um eins ſo troſtlos in den düſtern Räumen. Müde und hohl klangen die vereinzelten Hammerſchläge und die Maſchinen hatten ihr früheres Blitzen ganz und gar verloren; wo die Schwungräder ehedem meiner Hand freudig vorausgeſauſt waren, ließen ſie ſich jetzt gleichgültig und ſtumpf herumtreiben und ein trübes Schimmern ſchlich dabei über die einſtmals ſo beweglichen Stahlglieder. Und die Arbeiter ſtanden ſtumm und freudlos dabei: dann und wann begegnete ich einem fragenden, mißtrauiſchen Blick.

Das alles machte mir das Herz nur noch ſchwerer; und als mich's mein böſes Gewiſſen nicht mehr länger aushalten ließ in den Arbeitsräumen, zog ich mich abermals ins Kontor zurück, wo ich die Nacht vollends heranwartete.

Und als meine Arbeiter ſich ſchon längſt entfernt hatten, finſter und lautlos das Häuschen

auf ſeinem Hügelchen ſtand und nur das Grauen ſein einſames Weſen in den verlaſſenen Werkſtätten trieb: da faßte ich mein Muſterköfferchen und machte mich auf, um vor mein Weib zu treten. —

Sie hatte das Knäblein auf dem Schoß; als ich die Türe auftat, klang mir ſein vergnügliches Turteln entgegen. An ihrer Seite aber ſaß ein fremder Menſch; ich ſah gerade noch, wie er ſeine Hand von dem Kind zurückzog, mit dem er ſoeben geſpielt zu haben ſchien. Sie ſah mir kalt und gleichmütig entgegen, während er mit neugierig-höhniſchen Blicken mein Geſicht betrachtete, darauf wohl ein unbehagliches Erſtaunen mit dem vorigen Kummer um die Herrſchaft ringen mochte. Der Menſch hatte etwas durchaus wild Hochfahrendes an ſich, das mich einerſeits aufreizte, anderſeits einſchüchterte. Meiner Frau gegenüber befand ich mich in der gleichen Lage; denn daß ich mit dem ganzen Gewicht als Ehemann auftrat, ließ mir mein Schuldbewußtſein nicht zu. Eine Erklärung abzugeben, ſchien vollends keines von beiden für notwendig zu halten. Die Uhr tickte, das Straßengeräuſch drang gedämpft in unſere ſchwüle Stille; von den Kirchtürmen ſchlug es neun Uhr; unten im Hausflur lachte eine Frau; das Knäblein kicherte.

„Schau, Alexanderchen, dein Vater iſt da,“

ſagte endlich Hermine. „Er hat dir ſoviel ſchöne Sachen mitgebracht! Ein Wanderſtab iſt auch dabei und ein Bettelſack für deine Mutter. Sag' ihm doch, er ſoll nur gar hereinkommen; wir wiſſen ſchon alles.“ Dann ſtand ſie auf und ging mit dem Knaben ins Schlafzimmer, um ihn zu Bett zu bringen.

Inzwiſchen war der Fremde aufgeſtanden. Nun trat er vertraulich zu mir, um ſich vorzuſtellen. Er heiße Hähnchen, Karl Auguſt Hähnchen, und komme von Amerika. Er ſei ein Jugendfreund von Hermine, der er heute juſt ſeine Aufwartung gemacht habe. Es freue ihn, bei dieſer Gelegenheit auch mich kennen zu lernen und es tue ihm nur leid, daß dies unter ſo unerfreulichen Begleitumſtänden geſchehe. Das komme aber von der miſerablen Wirtſchaft in Europa; da könne ja ein rechter Kerl nicht aufkommen; keine Möglichkeit. Das ſei drüben denn doch anders — und ſo weiter in dieſer Tonart. Dabei ſpielte er mit ſeiner goldenen Uhrkette und blies mir auf die ungenierteſte Weiſe den Rauch ſeiner Cuba ins Geſicht. Und ich hörte ihm ſtumm zu, ärgerte mich über ſeine Frechheit und beneidete ihn doch wieder darum, und ſtellte derweilen mein Muſterköfferchen weg und hing meinen Hut an ſeinen Haken. Dann ließ ich die Rollladen herab, ſah nach dem Feuer im Ofen und drehte die Klappe, ſchraubte das Licht höher

und öffnete endlich den Schreibtiſch, in dem ich einige Briefe vorfand. Das alles tat ich in Erwartung der Zurückkunft meiner Frau und der Abfahrt des unerbetenen Gaſtes. Der ſchien aber vorderhand noch nicht ſo weit zu denken, vielmehr ſchwadronierte er unbekümmert um mein Tun in ſeiner prahleriſchen Art weiter.

Endlich kam dann Hermine aus dem Schlafzimmer zurück.

„Du kehrſt alſo mit leeren Händen heim?“ ſagte ſie ſo nebenhin, während ſie das Lämpchen wegſtellte und löſchte. Dabei wechſelte ſie einen Blick mit Hähnchen.

„So ziemlich, leider“, antwortete ich bedrückt; dann dachte ich an Hähnchens Gegenwart. „Indeſſen iſt das letzte Wort doch noch lange nicht geſprochen“, ergänzte ich mit gemachter Zuverſicht.

Hähnchen grinſte. Hermine ließ einen ſpöttiſchen Ziſchlaut hören. Dann ſetzte ſie ſich an ihren vorigen Platz zurück.

„Du brauchſt nichts zu verdecken; Auguſt darf alles wiſſen“, ſagte ſie dann hart.

„Du haſt ja geſagt, ihr wäret ſchon von allem unterrichtet“, entgegnete ich gereizt. „Was brauche ich da noch viel zu erzählen?“

Wieder grinſte er und ließ ſie ihr Ziſchen hören. „Und jetzt?“ fragte ſie dann lauernd. Und als ich nicht zu antworten vermochte, ſetzte ſie

ſchneidend hinzu: „Du haſt ja wohl dein Schuſterwerkzeug noch?“

Hähnchen lachte leiſe auf; ſie wechſelte wieder einen Blick mit ihm. „Und du gehſt waſchen und Unkraut jäten,“ fügte er zu Hermine gewendet höhniſch bei; „das iſt amerikaniſch.“

Das ſtach mich wieder in die Haut. „Ich habe Sie nicht um Ihre Meinung gefragt, Herr Hähnchen,“ fuhr ich hitzig auf.

„Gut, ſo ſagt uns die Eure, Freund Schatten,“ entgegnete er, „wenn Ihr eine habt nämlich.“

„Jedenfalls habt Ihr nicht danach zu fragen,“ antwortete ich.

„Ich etwa auch nicht?“ fragte Hermine ſpitz. „Sag's nur gerade heraus. Ich werde mich nicht zu ſehr darum grämen, gelt, Auguſt.“

Hähnchen lachte breit und widerwärtig. Hermine ſah mir herausfordernd ins Geſicht. Aus meinem Weib ſprach irgend etwas, das mich endlich in hellen Zorn verſetzte.

„Meine Meinung iſt, daß es der Frau ſchlecht anſteht, ſo alle Wohlanſtändigkeit zu verleugnen,“ rief ich. „Du ſollteſt dich ſchämen, wenn nicht vor mir, ſo doch vor deinem Kind.“

„So?“ entgegnete ſie höhniſch. „Und meine Meinung iſt, daß ich mir nichts befehlen zu laſſen brauche von einem hergelaufenen Schuſtergeſellen,

der du biſt. Ei ja! Seht mir das bankrotte Fabrikäntlein an, wie es ſich noch auflaſſen will! Am Ende willſt du mir auch meine künftigen Waſchkundenhäuſer vorſchreiben und die Art, wie man am wohlanſtändigſten die Steintreppen vor den Häuſern fegt. Haha! Ernähren kann ich ſie zwar nicht, aber bilden will ich ſie. Seht mir den Mann an, der ſo weiſe ſpricht und ſo läppiſch handelt!“

Sie hätte ſich wohl noch mehr entblößt, wenn Hähnchen nicht dazwiſchen getreten wäre. „Ihr ſeid die rechten Kindsköpfe“, ſagte er. „Damit man ja keinen Augenblick vergißt, daß man ſich wieder in Europa befindet, ſitzt ihr hier und zankt miteinander. Um was? Wißt ihr's? Um deutſchen blauen Dunſt. Soll ich euch ſagen, was amerikaniſch iſt? Bündel ſchnüren, er rechtsum, ſie linksum machen und neue Weide ſuchen gehen. Nachher kann man immer wieder aneinander denken. Was wollt ihr denn jetzt noch miteinander? Könnt Ihr ſie ernähren? Na alſo. Oder du ihn? Siehſt du! Folgt: Ihr ſagt morgen Euren Bankrott an, lebt ein paar Wochen vergnüglich aus der Maſſe und fangt nachher wo anders was anderes an. Für Euer Weib iſt geſorgt, morgen ſchon, wenn Ihr wollt. Für die weiß ich mehr als ein Auskommen ſamt dem Buben. Da, das iſt amerikaniſch. Wenn Ihr etwas Beſſeres wißt: heraus damit.

Im andern Fall wollte ich Euch raten, mir zu gehorchen. Ich kenne mich aus in der Welt.“

Obwohl dieſer Vorſchlag in allen Teilen meinem Empfinden direkt zuwiderlief, blieb am Ende doch nichts anderes zu tun übrig. Ich mußte mich entſchließen, mich von meinem Weib, und was mir noch weher tat, von meinem Knaben zu trennen und allein eine neue Exiſtenz zu ſuchen. Da ich ſelbſt durchaus nichts zum Fortkommen meiner Familie beizutragen vermochte, mußte ich Hähnchen außerdem noch dankbar ſein für ſeine Hilfe, mußte auch zu allem andern ſchweigen, ob ich gleich zu ſehen glaubte, daß ich ſollte betrogen werden. Hähnchen und mein Weib waren offenbar miteinander eins geworden.

Früh am andern Morgen erſchien Hähnchen wieder und war ſehr dienſtfertig und anſtellig. Er ſchleppte Herminens Koffer und Körbe vom Speicher herab und ſie begann zu packen. Ich ſelbſt begab mich gegen Abend nach unſerm Fabriklein hinaus, um meine Arbeiter für die letzten vierzehn Tage zu entlohnen; ſie vom bevorſtehenden Zuſammenbruch zu unterrichten, fand ich nicht den Mut; ſie erfuhren's ja noch früh genug, und die unerfreulichen Worte, die ich noch zu hören bekommen ſollte von den Getäuſchten, konnte ich ja wohl auch erwarten.

Noch einen Gang tat ich durch die Arbeits-

räume. Auf den Werktiſchen lagen unordentlich die Werkzeuge durcheinander. In den Maſchinen hingen halbfertige Schuhe; im Staub ſtanden auf den Schäften die fertigen. Spinnweben hingen an den Fenſterſcheiben, von denen ohnehin eine Anzahl zerbrochen waren; melancholiſch brannten die Feuer in den Öfen. Und ich ließ ſie brennen, ließ alles hängen, liegen und ſtehen, wie es die Arbeiter hinter ſich gelaſſen hatten und verließ gleich ihnen die düſtern Räume, in welchen ich ſo wenig Freuden und ſo große Enttäuſchungen erlebt hatte. Als ich den Schlüſſel umdrehte, war es mir, als vernähme ich drinnen ein leiſes Geräuſch und dann ein tiefes Seufzen. Ich drehte zurück und öffnete die Türe noch einmal: die ſchwere Sohlennähmaſchine hatte ſich bewegt, um ſich zu entſpannen, da wir es unterlaſſen hatten; dabei war die Nadel zerbrochen und der Schuh zu Boden gefallen.

Elftes Kapitel

Und am Abend erſchienen die Dienſtmänner, um Herminens Habe abzuholen. Dann fuhr die Droſchke vor, die ſie mit dem Knäblein entführen ſollte.

Hähnchen geleitete ſie die Treppe hinunter und half ihr in das Fuhrwerk hinein. Ich folgte mit dem Knäblein; das lachte und kreiſchte vor Vergnügen und raufte mir mit beiden Händchen das Haar. Ich konnte ſie nicht anſehen, als ich's ihr übergab, ſonſt hätte ich leichtlich weinen müſſen vor Herzleid. Dann fuhr die Droſchke durch's graue Regenwetter davon und ich ſah ſie weit unten in der Straße zwiſchen andern Fuhrwerken entſchwinden. Hermine ſollte irgendwo eine Stelle als Haushälterin übernehmen, und bei ihrer Familie möge ich je und je mich nach ihr erkundigen, wenn es mich gelüſte.

Ich wandte mich ins Haus zurück, in dem ich noch einige recht traurige und kummervolle Wochen einſam verhauſte. Unter hoffnungsloſen Betrachtungen ließ ich die gerichtlichen Ver-

fügungen über mich ergehen, und als endlich eines Abends mein ganzes Hab und Gut verſteigert war und ich mittel- und obdachlos auf der Straße unter den Fenſtern meiner bisherigen Wohnung ſtand, wußte ich durchaus noch nicht, was ich jetzt beginnen ſolle. Nur eines war mir klar: daß ich mein früheres Handwerk nie wieder aufnehmen werde, daß ich lieber die Seiltänzerei erlernen, als mich noch einmal auf dem von mir heftig verwünſchten Dreibein niederlaſſen wolle. Denn erſtens war ich feſt davon überzeugt, daß ich als Schreiner oder Zimmermann oder Maurer viel beſſer meinen Weg gemacht hätte denn als Schuſter. „Mache du den ſchönſten Schuh,“ ſagte ich mir, „was iſt's? Man zieht ihn an und geht einmal ins Regenwetter hinaus mit ihm: ſo iſt's aus und vorbei mit ſeiner Schönheit. Aber ein ſchönes Möbel? Oder ein ſchwungvoller Dachſtuhl? Oder ein ſtilgerechtes Haus? Ja, das iſt ganz etwas anderes. Das ſchaut man an, das bleibt, das gibt einen geachteten Namen! — O? Haſt du nicht von jung auf immer einen Zug ins Große gehabt? Und das iſt dein Unglück geweſen, daß du's mit Kleinigkeiten erreichen wollteſt.“ Zweitens war ich immer noch nicht ſo völlig zerſchmettert, daß mein Stolz auch damit in die Brüche gegangen wäre; und der allein ſchon ließ mir's nicht zu, daß ich vom Prinzipals-

Schreibſtuhl zum Schuſterſeſſel herabſtieg. Dann dachte ich auch an Hermine, vor der ich mich noch einmal glänzend zu rechtfertigen wünſchte. Als Schuſter würde ich das aber nie können; als alles andere eher, denn als Schuſter. Und vollends mein Sohn: ja, dem wollte ich einſt einen ehrenwerten, angeſehenen Vater geben in mir: und das konnte alſo wiederum kein Schuſter ſein. — Was aber ſonſt? Ja, das wußte ich allerdings nicht. Doch vertraute ich der Zukunft, daß ſie mir ſchon irgendwo einen Glücksherold an den Weg ſtellen werde. „Du haſt das Deine jetzt getan," ſagte ich zu mir, „und iſt doch nichts daraus geworden. So laß nun einmal die Vorſehung deinen Kappenmacher ſein!" Und endlich war auch draußen im Reich das Fieber noch keineswegs erloſchen. Immer noch war jedem einzelnen der Glaube an ſeine höhere Berufung unbenommen; immer noch waren lange nicht alle Reichtümer gehoben, bei weitem nicht alle Ehrenſeſſel beſetzt.

Mein Stab grünte alſo ſchon wieder; doch ſaßen Würmer drinnen, und Raupen nagten an dem jungen Grün. Die Würmer waren die Nachwirkungen der erlebten Enttäuſchungen und der empfangenen Demütigungen. Unmut, Groll, Mißtrauen, Mutloſigkeit bei allen guten Ausſichten: das waren die Raupen im jungen Grün, die jedes Blättchen vorweg abfraßen, wie es ſich aus der

Knoſpe herauswickelte. Ich hätte Arbeit die Fülle haben können noch in der gleichen Stadt: aber ich wollte andere Menſchen ſehen und andere Laute hören, und daß ich hier noch einmal Glück haben ſollte, glaubte ich ohnehin nicht. So ging ich denn wieder auf die Wanderſchaft.

An meinem Fabriklein vorbei mit dem Bündel auf dem Rücken führte mich mein Weg nordwärts, den Rhein hinab. Überall, wo ich hinkam, fand ich dasſelbe Bild: eine lebhafte Nachfrage der Unternehmer nach Arbeitern; anderſeits bei dieſen ſelbſt eine tiefe Abneigung gegen jede untergeordnete Beſchäftigung; dort hohe Angebote, hier ſkeptiſche Sprödigkeit, dort dringliche Nötigung, hier ſtumpfe Weigerung. Denn die jetzt noch auf der Landſtraße waren, die wußten ſich alle auf die eine oder andere Art mit ihrer Zeit im Widerſpruch; es waren Geſtrandete und Schiffbrüchige — oder ſolche, die überhaupt weder ſchwimmen noch ſegeln mochten. Manchmal kam es vor, daß uns von bedrängten Meiſtern unſere Zeichen auf den Kopf zugeſagt und wir mit den höchſten Verſprechungen aufgefordert wurden, bei ihnen in Arbeit zu treten; dann leiſtete ihnen etwa ein Junger Heeresfolge; aber von uns Älteren habe ich keinen Arbeit annehmen ſehen. Wir ſchämten uns deſſen voreinander. Gewiß habe ich auf dieſe Art manche günſtige Gelegenheit zur Wiederherſtellung meiner

zerſtörten Exiſtenz unbenützt vorübergehen laſſen; aber das war wohl mein Schickſal ſo — und ich hatte es ja auch mit vielen anderen gemein.

So konnten denn die vielen Glücksmöglichkeiten, die dem Klugen auf dem Weg emſiger Arbeit und ſolider Spekulation bereit lagen, uns nichts nützen. Dabei ward unſere gegenwärtige Lage von Tag zu Tag troſtloſer, von einer Zukunft vollends zu ſchweigen. Wohl ſuchten wir durch niedrige Gelegenheitsarbeiten, die zu nichts Weiterem verpflichteten, unſerem Notſtand dann und wann ein wenig zu ſteuern. Wir halfen den Bauern bei der Kartoffelernte, den Schiffern beim Ausladen, den Förſtern beim Holzmachen; ich ſelbſt habe einmal einen Schäfer eine Woche bei ſeiner Herde vertreten, weil er plötzlich erkrankt war. Ich war ferner tätig als Blasbalgzieher bei einem Grobſchmied, als Maurerhandlanger, als Schneeſchaufler, als Heizergehilfe an einem Dampfkeſſel und in der Weihnachts- und Neujahrszeit als Aushilfs-Poſtbote.

So ging es durch den Januar und den Februar. Wir hatten uns fünf oder ſechs Schickſalsgenoſſen zuſammengetan. Wir führten unſern gemeinſchaftlichen unſtäten Haushalt, bald in einer Scheune, bald in einem Strohſchober auf dem Felde, bald in einer verlaſſenen Holzhütte; wir kampierten ferner in Jägerhäuschen, in Höhlen, in Neubauten

und in Reiſighaufen. Was wir auf unſern Brotgängen erlangten, das teilten wir redlich miteinander, und wenn wir etwa einmal zu Geld kamen, ſo leiſteten wir uns in der Herberge ein ſattſames Nachteſſen und ein Bett.

Wir waren alle ſechs gleich mißmutig, gleich zornig, gleich lebensunluſtig. Wir waren alle gleich feſt davon überzeugt, daß es nicht mit Rechtem zugehe in unſern Tagen, daß dieſe Verhältniſſe für uns zu kleinlich ſeien und daß wir auf eine ganz andere Art zu Glück kommen mußten. Daß wir einen Anſpruch auf Glück hatten, war uns ohnehin gewiß, und wenn wir nur die gleichen erbärmlichen Krämerſeelen und Pfennigjäger hätten ſein wollen wie die andern, die nun ihren Weg machten, ſo hätten wir auch zu Ehren kommen können. Wir aber dankten für ſolche Ehren, die man durch Kriechereien und Klaubereien ergattern und erſchlaumeiern muß. Wir waren die freien Männer, unangekränkelt von der kleinen Geldſucht, geneſen, zur Verachtung geneſen von den Fiebern unſrer Zeit, bereit und würdig für das große Glück, das man ſtehend in die Hand empfängt und niemand verdankt, als ſeinem eigenen Entſchluß, es anzunehmen.

So hatten wir uns auch eines Abends in einer Herberge eingefunden. Wir ſaßen in einer Ecke mit qualmenden Pfeifen hinter vollen

Bierkrügen und ſchauten verachtungsvoll dem Arbeitsmarkt zu, den die Meiſter der Stadt mit den fremden Geſellen an allen Tiſchen abhielten — nur nicht an dem unſrigen; wenn wir nun auch immer noch nicht zu arbeiten begehrten, ſo ärgerte es uns doch heimlich, daß wir von den Meiſtern überhaupt nicht mehr erſt angeſprochen, ſondern ſtillſchweigend übergangen wurden; und drum blickten wir noch um Eins ſo verächtlich.

„Ein Seelenmarkt, hä?“ ſo klang da eine Stimme an unſer Ohr. Gleichgültig ſchauten wir alle ſechs nach dem Sprecher auf; dann blickten wir ſchweigend wieder in das Gewühl um uns her. Was ſollte unſereines auch darauf antworten!

Der Menſch ſetzte ſich zu uns. „Ihr waret vorige Woche in Köln, ihr ſechs,“ ſagte er dann.

Ich nickte, ohne ihn anzuſehen; die andern werden auch alſo getan haben.

„Heut' in Dortmund: ich wette, ihr drückt euch ſo allgemach nach Bremen oder Hamburg.“

„Dummes Zeug, was ſollen wir dann dort?“

Mein Nachbar hatte alſo im Namen aller geantwortet.

„Dort! Ach geht! Tut mir nicht ſo! Ihr ſeht mir geradeaus, als wüßtet ihr nicht, wo man ſich nach Amerika einſchifft. Was? Am Ende wollt ihr mir auch noch weismachen, ihr wüßtet nichts von den Goldfeldern? Dazu muß

man aber zufriedener in die Welt ſchauen, um nichts nach Gold zu fragen. Hab' ich euch?"

Nein, er hatte uns nicht. Aber ein einziger Blitz war es, der nun von Auge zu Auge in der Runde um den Tiſch fuhr. Dann blickten wir wieder wie vorher nebenhinaus in das Gewimmel. Wenn es aber den anderen ging, wie mir, ſo ſahen wir jetzt keinen Arbeitsmarkt mehr in dem Treiben um uns her, ſondern etwas ganz anderes: einen Goldmarkt. Der ſich dort bückt, der hebt ſoeben einen Goldklumpen auf; der dort ſich hinausſchleicht, der hat die Taſchen voll. Um Gold ſpielen ſie hier; um Gold zanken ſie dort; von Gold erzählen alle; an Gold denken alle; die hier verſammelt ſind, die kommen vom Goldfeld oder gehen nach dem Goldfeld: es iſt ein Goldmarkt.

Und dabei erzählte der andere, daß er bereits einmal drüben geweſen ſei. „In acht Tagen, ſag' ich euch, war der Karl Auguſt ein reicher Mann. Ha! Kleinigkeit das, wo's nur ſo herumliegt wie die Oſtereier im Garten. Wo ich's hab'? Verlumpt hab' ich's mit einem Weib. Und jetzt geh' ich mit euch neues holen. Kleinigkeit, ſag ich; nur ein wenig Mut gehört dazu. Folgt nur dem Hähnchen."

Jäh auf ſprang ich beim Klang dieſes Namens. „Hähnchen," rief ich, „Karl Auguſt Hähnchen? Du biſt's, du biſt's. Wo iſt mein Weib und mein Kind?"

„Schau da, der Meiſter Schatten, und in guter Geſellſchaft und auf gutem Weg," entgegnete er ruhig. „Dein Weib? Ja, wenn's der nicht gut geht, ſo bin ich nicht ſchuld. Ich habe mir alle Mühe mit ihr gegeben, aber ſie iſt eine Horniſſe; ich ſage dir, ein ganz amerikaniſches Weibsbild, thunderſtorm!"

„Wo ſie iſt, frage ich, Hähnchen! Und mein Kind — Herrgott, Hähnchen, was ahnt mir!"

Ich drang voll von einem dunklen Zorn mit dem Bierglas auf ihn ein. Er aber wehrte mich gleichmütig ab.

„Was fragſt du mich, Bruder? Was weiß ich? Habe ich nicht derweil genug zu tun gehabt, mein Geld zu verlumpen? Und ſoll dabei noch auf dein Weib aufpaſſen? Wenn ſie geſcheit iſt, ſo bleibt ſie auf ihrer Stelle, bis du ſie wieder zu dir holſt. Baſta. Wer ſoll ſich auch mit Weiberkram aufhalten, ſolang es noch Gold zu graben gibt."

Und dann begann er wieder von den Goldfeldern zu erzählen, daß ich ums Umſehen Weib und Kind darüber vergaß und nur noch einen Gedanken in mir hegte: den an das Gold der neuen Welt und an den winkenden Reichtum.

Wir hatten endlich genug gehört und begaben uns zu Bette; wir fürchteten ohnehin, daß uns dieſer Menſch am Hals bleiben möchte. Zwiſchen

dem und uns war immer noch ein rechter Unterſchied. Das war ein Lump von Grund aus und ein vollendeter Stromer, mit dem wir nichts zu tun haben wollten. Seine Botſchaft jedoch glaubten wir; Karl Auguſt Hähnchen war uns diesmal ebenſo die Stimme unſrer Zeit, wie mir ſeinerzeit mein Kollege und Kompagnon Georg Wetzel. Für die Unglücklichſten und Verzweifeltſten von jenen Tauſenden, die an gewagten Spekulationen und Unternehmungen zu Grunde gegangen waren, tauchte mit der Nachricht von dieſen Goldfeldern gerade rechtzeitig die Hoffnung auf Erfüllung ihrer kühnſten und ſchwerſten Träume auf: mit einem wilden, mutigen, wuchtigen Jagdſprung dieſe verhaßten und verachteten und ach! doch ſo bitter beneideten Glücks-Mäuſejäger zu überholen, mit einem Wurf unſre goldglänzende Rechtfertigung mitten ins wimmelnde Lager unter ſie zu ſchleudern. Ach, das ſollte ein Genügen ſein und eine Wohltat für unſer Herz!

„— Und morgen geht's Weſel zu," ſagte vor dem Einſchlafen unſer Älteſter. „Rotterdam und Amſterdam ſind uns gleichviel wert wie Hamburg und Bremen, nur daß wir noch eher dort ſind und daß dieſe Plätze nicht ſo überlaufen ſind. Einverſtanden?" Jawohl, wir waren einverſtanden.

Das war aber nun wieder eine ganz andere Nacht, als jene bei dem gewichtigen Schuhmacher-

meiſter, nachdem uns jungen Geſellen Georg Wetzel zum erſten Male die Maſchinen-Triebräder im Kopf in Gang gebracht hatte. War die Ausſicht diesmal auch eine noch reichere und die Erwartung eine ungleich geſpanntere, ſo fühlten wir uns doch zu alt und zu gewitzigt, um unſrer freudigen Erregung einen lauten Ausbruch zu geſtatten. Jeder ſchlug ſich einzeln mit ſeinen Gedanken herum und mit ſeinen Phantaſien, und nur an einem gelegentlichen tiefen, geſpannten Aufatmen ſeines Nachbars erkannte man, wie tief es auch bei ihm eingeſchlagen hatte. Und wer etwa doch endlich in einen kurzen Schlaf verfiel, der hatte ſchwere Träume, warf ſich ſtöhnend von einer Seite auf die andere, bis er etwa mit einem unterdrückten Ruf von ſeinem Lager aufſchoß und ſich lange auf Zeit und Örtlichkeit zurückbeſinnen mußte.

Am Morgen in aller Frühe faſt gleichzeitig erhoben wir uns und kleideten uns geräuſchlos an. Dann nahmen wir Stock und Bündel, ſchlichen auf den Zehen aus dem Zimmer, die Treppe hinab und aus dem Haus: alles dies Karl Auguſt Hähnchens wegen; wir wollten den verwilderten Menſchen nicht bei uns haben, ſo ſelbſtverſtändlich ihm auch ein künftiges Zuſammengehen mit uns ſcheinen mochte. Durch die dunklen Straßen der Stadt eilten wir und durch die ſchon belebteren Vorſtädte und atmeten erſt auf, als wir das erſte

Dorf hinter uns hatten. „So, den wären wir los“, ſagten wir und freuten uns unſrer Liſt.

Es war Vorfrühling, und auf den unbelaubten Bäumen trieben ſchon die Staare ihr Weſen, geſellig, aufgeregt, wie ſie von der Reiſe kamen. Noch war nichts vom Frühling zu ſehen, außer wenn man irgend ein Rütlein abbrach; dann ſah man, daß es ſchon Saft gezogen hatte. Noch war die Sonne allein zu Hauſe; aber ſie hatte ſchon die grauen ſchweren Wintervorhänge an den Himmelsfenſtern zurückgezogen, und was ſo anmutig in den weißen Spitzengardinen fächelte, das konnte nur der Frühlingswind ſein. So licht war's ſchon lange nicht mehr geweſen über den deutſchen Landen, als nun, da wir die holländiſche Grenze überſchritten. Es tat uns in der Seele weh, daß wir jetzt in die wilde Fremde hinaus mußten, jetzt, wo am Himmel unſern heimiſchen Triften wieder die lieblichſten Verheißungen aufgingen.

Eine gute Weile ſtanden wir ſechs am Grenzpfoſten mit dem Rücken gegen unſer Ziel und ſchauten den Weg zurück, den wir hergekommen waren, und ſchauten zum deutſchen Himmel hinauf, der ſo mild und lieblich ſein konnte, und ſchauten in den Rhein, der gleichgültig mit verlöſchten Lichtern ſeinen deutſchen Quellenreichtum über die Grenze führte: was waren ihm dieſe Holländer!

Und dann wandten wir uns ab mit zuſammen-

gebiſſenen Zähnen und mürriſchen Geſichtern. Und tiefer ging's wie in Feindesland in das topfebene Holland hinein, dem Seewind entgegen, der ihnen die Bäume verweht und die Windmühlen treibt. Und dann kam der erſte Streifen Meer, das erſte Küſtendampfſchiff, die weite See und der Maſtenwald der Rotterdamer Rhede.

Und auf der Rotterdamer Rhede traten wir ſechs vor den Kapitän eines großen neuerbauten Dampfſchiffes, das zur Abfahrt nach New-York bereit lag, und boten uns an als Kohlenſchieber und Küchengeſellen oder was er wolle.

„Und wenn Ihr einen ſiebenten brauchen könnt: ich gehöre auch dazu", ließ ſich in dieſem Augenblick hinter uns eine Stimme vernehmen: Karl Auguſt Hähnchen war's, dem wir umblickend ins Geſicht ſchauten.

Der Kapitän ſtellte uns alle ſieben ein. „Ich weiß ja wohl, daß ihr mir in New-York zum Teufel geht," ſagte er lachend, „aber es gibt dort wieder ebenſoviele, die vom Teufel kommen. Morgen früh um ſechs Uhr fahren wir."

Und alſo geſchah es. — Vorher hatten wir allerdings mit dem ärgerlichen Hähnchen eine kurze Auseinanderſetzung, die indeſſen kein ſonderliches Reſultat ergab. Wenn er erklärte, das Recht zu haben, hinzugehen, wohin es ihn gelüſte, ſo war dagegen nichts einzuwenden. Und ſchließlich, da

er ſchon einmal im Goldland geweſen war, konnte er uns nur förderlich ſein. So ſchloſſen wir denn Kameradſchaft mit ihm und hatten es vorderhand auch nicht zu bereuen. Er war geſchickt, ſchlau, witzig und unverfroren und wußte uns raſch bei Koch und Steward zu empfehlen. Wir hatten von Anfang keineswegs eine angenehme Arbeit, und von der See bekamen wir im Bauch des Schiffes auch nicht viel zu ſehen; wer vollends, wie wir Handwerksgeſellen und ehemalige Unternehmer, das Frohnden nicht gewohnt war, dem ſpielte die Kohlenſchaufel und der Stoßkarren in dem glühenden Heizraum doppelt übel mit. Schon am dritten Tag war es aber unſerem lügenmäuligen Kameraden gelungen, die Küchengeſellen beim Koch in Ungnade zu bringen, was zur Folge hatte, daß ſie mit uns wechſeln mußten. So vertauſchten wir denn die Kohlenſchaufel mit dem Küchenmeſſer und den Schiebkarren mit dem Kochtopf; kartoffelſchälend ließen ſich auch viel ungeſtörter Träume ſpinnen von künftigem Reichtum und künftigen Ehren, als ſchlackenfiſchend, und was wir im Heizraum abgefallen waren, das holten wir uns in der Küche zurück.

Eine weitere Annehmlichkeit im Gefolge dieſes Tauſches waren die Freiſtunden, eine am Nachmittag, wenn das Mittagsgeſchirr gereinigt war und ehe die Zurüſtungen zum Abendeſſen be-

gannen, die anderen nachts nach beendigtem Tagewerk. So ſaßen wir dann etwa auf dem Schiffsrand und ſahen zu, wie des Mondes tauſend und tauſend Feuerſchiffe aus dem Dunkel hervorbrachen, das vor der neuen Welt breit hingelagert war, wie die einen mit melodiſchem Tönen am Kiel der Fortuna zerbarſten, während die andern unter träumeriſchem Rauſchen, Geſchwader an Geſchwader, an den Seiten unſeres Schiffes dahinglitten und fern im öſtlichen Silberduft verſchwanden, den wir wie dort auch über unſern vaterländiſchen Bergen und Tälern friedlich ausgebreitet wußten. Dann tat wohl einer einen verſtohlenen Seufzer und der andere fragte etwa: „Wie viel Meilen mögen wir jetzt weg ſein?“ — Ach ja, gewiß quoll dort das flüſſige Gold aus dem Dunkel hervor, aber das Licht — das Licht ließen wir hinter uns. Bis ſpäteſtens in einem Jahr jedoch, ſo rechneten wir, wollten wir wieder in ſeinen milden, goldigen Strahlen wandeln, umglänzt außerdem vom Gold der neuen Welt.

Dann und wann ſtieg einer von den Kohlenteufeln ans Licht herauf, um bei uns eine Weile friſche Luft zu ſchöpfen. Auch geſellte ſich eine kleine Muſikanten-Bande zu uns, die mit dem gleichen Reiſeziel wie wir ſich an Bord befand, ſich mit ihren Walzern und Hopſern freie Überfahrt erblies und im Goldland ebenſo zu er-

blaſen gedachte, was wir mit Hacke und Schaufel allerdings auch nicht allzu mühſelig zu gewinnen erwarteten. Doch verdroß uns, die wir denn doch auf einen ernſteren Grundton geſtimmt waren, das leichtſinnige Weſen und Gebaren der Burſchen, und als uns vollends Karl Auguſt Hähnchen als ehrlicher Kamerad vor dieſen Schmarotzern warnte, gaben wir den Muſikanten zu verſtehen, daß wir nichts von ihnen wiſſen wollten. Und weil an dieſer unerquicklichen Auseinanderſetzung auch wieder Auguſt Hähnchen den Hauptanteil nahm und dabei die ſchärfſten Hiebe führte, wuchs unſer Zutrauen zu dem erfahrenen Menſchen abermals um ein Beträchtliches, und wir erkannten ihm alsgemach willig die Rolle des Führers zu.

Ehe wir aber im Hafen von New-York landeten, ſollte mir noch ein ärgerliches Mißgeſchick begegnen. Da ich am Tag zuvor gelegentlich einer Nachmittags-Promenade auf dem Verdeck einem meiner ehemaligen Kunden begegnet war, dem Sohn des Schuhhändlers Kehrjahn aus Münſter, hielt ich mich am folgenden Nachmittag unter Deck, um einer zweiten Begegnung und einer möglichen beſchämenden Erkennung vorzubeugen. Da ſaß ich nun am Rand der Öffnung, durch welche man in den Maſchinenraum hinabſehen kann, und ſchaute in der Tiefe den zwei ſtählernen Rieſen zu, wie ſie in ſtiller

Raſtloſigkeit die blitzende Welle herumwarfen, wie die ſchlanken, leuchtenden Leiber dabei im gleichmäßigen Takt ſich neigten und wieder aufſchnellten, und wie rings umher blanke, geſchmeidige Metallglieder ſich lautlos regten.

Und wie ich ſo ſaß und ſtaunte und ſann, tauchte ein ſchwarzes Haupt aus der Tiefe neben mir auf, und gleich darauf ließ ſich eine magere, rußige Geſtalt an meiner Seite auf die Bank niederfallen und begann ohne Aufenthalt darauf los zu lamentieren. „Hol mich der Teufel, ich gehe drauf; ich kann nicht mehr. Ich bin hin, bevor ich noch ein Körnchen Gold zu ſehen kriege. Heilige Maria! Ich bin doch ſonſt auch Arbeiten gewöhnt. Aber das iſt zehnmal verfluchter als der ſchwerſte Zuſchlaghammer beim tollſten Grobſchmied. Nur eine Schicht ausſetzen können! Aber der Heizer iſt der leibhaftige Satan. Oder einen Stellvertreter für einmal, nur für einmal! Ja, wenn da einer ein Herz hätte! Aber alles hat nur die Gedanken auf Gold und Geld ſtehen und unſereiner kann drüber zu Grunde gehen.“

So jammerte er noch eine Weile fort, daß mir's darüber ganz unbehaglich zu Mute wurde. Der Burſch tat mir leid und ich hätte ihm gerne eine Erleichterung gewünſcht; andrerſeits wäre es mir doch lieber geweſen, wenn er ſeine Klage bei irgend einem andern angebracht hätte, und ich

fürchtete jeden Augenblick, daß er nun mich direkt um den Gefallen anſprechen möchte. Dazu geſellte ſich die Betrachtung, daß ohne Hähnchens Gaunerei dem armen Burſchen dies Leid nicht widerfahren wäre. Ein derartiges Schelmenſtück mußte im Grund doch verurteilt werden, die Tapferkeit einer ſolchen ſelbſtloſen Erkenntnis aber vertrug ſchon ein wenig Selbſtbewunderung. Und weil ich dieſe meinem guten Herzen nicht verweigerte, wurde es vollends guter Laune und fand, daß es wirklich ein verdienſtliches Werk und einer kleinen Eitelkeit wert ſei, dem Burſchen für einmal auszuhelfen.

Die zwei ſchlanken Rieſen ſchnaubten leiſe. Unter feinem Knicken und Knacken regten ſich drunten mit graziöſer Kraft die Stahlglieder.

Noch warnte mich mein guter Geiſt. „Aber die andern machen's doch auch, und ich hab's auch ausgehalten", lehnte ich mich auf.

Die Rieſen neigten ſich zuſtimmend.

„Die andern nehmen's eben gemütlicher. Ich bin eine ſtrapaziöſe Natur und auch nicht ſo ſtark wie du. O Jeſus Maria!"

Ich möchte den Schuſter ſehen, den es nicht wie eine laue Brauſe wonnig überrieſelt, wenn ihm ein Grobſchmied die ſtärkeren Arme zugeſteht. Und ich ſprang mit beiden Füßen in den Sack hinein.

„Ich will dir etwas ſagen: für einmal mag ich dich ablöſen, aber nur für einmal, verſtanden?"

Da ſtand es nun mit erfreulicher Klarheit am Tage und den Ton hatte ich auch gut getroffen. „Wann haſt du deine nächſte Schicht?“

„Heut nacht um zehn.“

„Gut, kannſt es dem Heizer ſagen.“

Der Schmied verſchwand und ich erhob mich mit Würde. Die Rieſen verneigten ſich in einem fort vor mir, die behenden Metallglieder winkten ſich zu und aus der Tiefe herauf drang ein helles Gelächter. Einen Augenblick ſtutzte ich darob; dann aber kam ich mit mir überein, daß es doch von den Maſchinen ausgegangen ſei — oder dann von ein paar fröhlichen Paſſagieren.

Als ich nun im Lauf des Nachmittags in der Küche dabei war, einen Korb voll Rüben zu ſchnitzen, trat der dicke Koch zu mir.

„Ihr wollt wieder in den Kohlenbunker hinab,“ ſchnaubte er mich an. „Gut, ich halte Euch nicht. Wenn Euch die Schaufel beſſer ſteht, dann immer zu.“

Ich ſchaute ihn verwundert an. „J — ja, das ſchon,“ brachte ich dann hervor; „aber nur auf eine Schicht heute nacht für den Schmied; der kann nicht mehr.“

Der Koch riß die Augen auf. Dann machte er kehrt und ſchoß hinaus, wie er hereingeſchoſſen war.

Nach einer Weile kam er mit dem Heizer, und ſie verführten beide ein gewaltiges Hallo. „Wo

iſt der Burſch?“ ſchrie der Heizer. „Aha, ja ja, das reut ihn jetzt, den Fähnrich. Aber das iſt nichts geweſen, diesmal. Ja iſt ja und nein iſt nein. Meſſer weg, ſag' ich, und mein iſt die Welt. He, Görlitz, hieher. Was hat er dir geſagt, der junge Fähnrich?“

Görlitz, der Grobſchmied, ſchlich herbei. „Er hat halt geſagt, er wolle für mich einſtehen die Zeit noch bis New-York,“ ſagte er mit matter Stimme.

Ich wollte proteſtieren, wußte aber nicht, wo anfangen, wo alles ſo um und um von Lüge ſtarrte.

„Überhaupt Geſchichten und Legenden!“ rief der Heizer: „Das kommt auf eins heraus. Ich brauche einen Mann. Der da kann nimmer. Und weil wir doch einmal an den jungen Fähnrich da geraten ſind, wird's ja wohl der rechte ſein. Zum Rübenſchneiden iſt meiner immer noch ſtark genug, und punkto Witz, Koch, machſt du gar keinen üblen Tauſch. Her, Männlein!“

Er ergriff mich beim Wams und zog mich nach der Tür. Und ich war unrettbar wiederum dem Kohlenbunker verfallen.

Aber an den Namen Görlitz hielt ich mich, als ſei es die höchſteigene Kehle des falſchen Grobſchmiedes. — —

Zwölftes Kapitel

Soviel wir aber der Mühſal und Entbehrungen ſchon ertragen hatten, ſeit uns ungeſchickte Schiffer der Strom der Zeit an ſeine unwirtlichen Ufer ausgeworfen hatte, ſo durfte unſere jüngſte Vergangenheit doch ein angenehmer Lebtag genannt werden im Vergleich zu den Zeiten, die mit dem Tag anhoben, an dem wir Newyorks Türme hinter uns verſchwinden ſahen. Da blickten wir zum erſten Male unſerm Unternehmen nüchtern ins Geſicht, und es ſchaute uns ſo fremd und ernſt entgegen, daß wir unſre Herzen leis erzittern fühlten. Ich ſpreche in der Mehrzahl, denn wir geſtanden's einander heimlich. Und zum erſten Male empfanden wir's auch in ſeiner ganzen Schwere, was es heißt, aus dem traulichen Verband der Menſchen losgeriſſen zu ſein und unter Sturm und Grauen dem Leben feindlich gegenüberzuſtehen. Und es gibt keine bitterere Feindſchaft, als die Feindſchaft des Lebens.

Jetzt hatten wir unwiderruflich alles hinter uns, was noch irgend einen warmen Schein von

Traulichkeit für uns ausſtrahlte, worauf noch irgend ein tröſtlicher Lichtſtrahl lag, was uns irgend, wenn auch noch ſo loſe, mit unſern Mitmenſchen verband. Vorbei war die Seefahrt mit dem großen Familienleben an Bord der Fortuna, an dem wir, wenn auch nur als die Knechte, immerhin unſern Anteil gehabt hatten. Selbſt des Herrn Kehrjahn aus Münſter hochnaſiges Geſicht hätte ich jetzt als einen Gruß aus der Heimat gerne angenommen, wie auch des Heizers gefürchtetes: „Was da, Legenden und Geſchichten! Das kommt auf eines heraus!“ meines Herzens bängliche Verlaſſenheit oftmals wehmütig bevölkern helfen mußte. Hinter uns lagen die ſtillen, großen Wunder des Meeres ſowohl, als auch die kleineren, wimmelnden der Weltſtadt, und unheimlich ernüchtert waren wir von dem Rauſch, in den uns das tauſendfache Gewühl der Erſcheinungen und der Geräuſche in den breiten Straßen Newyorks verſetzt hatte. Das war nun alles vorbei, und in der Einſamkeit, die uns Wanderer jetzt umgab, wollte mir der ſchwarze Kohlenbunker mit ſeinen gelben Ölflämmchen zuzeiten faſt ein heimeliger Aufenthalt ſcheinen.

Am ſtillſten von uns allen war Karl Auguſt Hähnchen, unſer Führer, geworden, denn er wußte aus Erfahrung, was unſer wartete. Er hatte uns bloß von einer mehrwöchentlichen Fußreiſe geſagt,

und ſeine Beſchreibungen hatten unſere Begierde eher noch mehr angeregt, und was er auf dem Schiff uns von drohenden Abenteuern berichtete, weckte in uns lediglich die Luſt, ſie zu beſtehen. Ja, wenn er auch wirklich das ganze Elend uns vorausgeſagt hätte, das am Weg unſer wartete, ſo hätten wir uns dennoch nicht abſchrecken laſſen. Nun aber ſollten wir erfahren, daß ſich leichter die wildeſte Gefahr in der Phantaſie beſtehen, als nur eine mittelmäßige Mühſal kräftig ertragen läßt. Und hätten wir unſern erfahrenen Führer nicht gehabt, ſo möchten wir bei unſrer Mittelloſigkeit leichtlich in einem ſolchen Zuſtand im Goldland angekommen ſein, daß man uns ohne weiteres zu den andern tauſend begrabenen Hoffnungen hätte verſcharren können. Darum alſo war Karl Auguſt Hähnchen der Stillſte unter uns, und weil auf ihm die Hauptſorge um unſer Fortkommen lag. Karl Auguſt Hähnchen tat an uns wie ein Bruder, und wir gerieten von Tag zu Tag tiefer in ſeine Dankesſchuld. Er machte Weg und Steg für uns ausfindig, er ſprach für uns, er bat für uns, er log für uns, er bettelte für uns, er ſtahl und raubte für uns. Wir konnten bei alledem nichts tun, als ehrliche Geſichter machen, ihm gehorchen und ihn etwa gegebenenfalls mit unſern guten deutſchen Fäuſten heraushauen. Er verſorgte uns mit Wäſche,

Schuhen, Brot, Würſten, Schinken, Hühnern und Gänſen. Und als er einmal bei einem Verſuch, ein Ferkel zu ſtehlen, ertappt und gefangen geſetzt wurde, erhielten wir uns unſern Führer, indem wir einen ſeitab liegenden Schuppen in Brand ſteckten in der Vorausſetzung, daß man beim Löſchen nicht mehr ſonderlich des Arreſtanten gedenken werde. Und ſo geſchah es auch; keine halbe Stunde dauerte es, ſo hatten wir ihn aus dem dörflichen Gefängnis befreit; und er benutzte nun außerdem die Gelegenheit zur Erbeutung eines Jagdgewehres ſamt Zubehör. Aber hoch und heilig verſchwor er ſich gegen den Schweinediebſtahl. „Die Äſer müſſen es gleich die ganze Gemeinde wiſſen laſſen, daß ſie geſtohlen werden", grollte er.

Und immer tiefer in die Union hinein führte uns unſere Reiſe. Solange wir noch täglich ein Dorf trafen, litten wir nicht allzuſehr Mangel, wenn es auch knapp genug her und zu ging. Und was man uns nicht gab, das nahmen wir. Dabei machte uns unſer Gewiſſen nicht ſonderlich zu ſchaffen; denn wie unſre Füße, ſo war auch unſre Seele härter geworden und wir hatten längſt verlernt, uns über unſer Tun und Laſſen Rechenſchaft zu geben. Wie denn der Weg zu allem Gold durch Schlüfte und Höhlen und immer quer über die Pfade andrer Menſchen und über ihre Felder führt und ſolchermaßen vor dem

Kriegspfad nichts an Verdienſtlichkeit voraus hat. Davon ſollten wir nächſter Tage einen Begriff erhalten; denn ſeltſamer Weiſe kreuzte ſich unſer Goldſucherpfad noch kurz vor unſrem Ziel mit dem Kriegspfad der aufſtändiſchen Indianer, nachdem uns ſchon lange zuvor Gerüchte von Aufruhr und Gewalttaten zur Vorſicht gemahnt hatten.

Wir ſchritten gegen Abend einen Hügel hinab, an deſſen Fuß ein Dorf ſich friedſam an der Abendſonne wärmte. Hähnchen legte uns ſoeben auseinander, daß wir uns jetzt mit Reiſe-Proviant verſehen müßten, denn uns gegenüber erhob ſich hoch und ſteil das Gebirge, und Hähnchen meinte, daß wir nicht darauf rechnen dürften, dort auch nur einer einzigen Menſchenſeele zu begegnen, geſchweige einem Dorf. Wohl möchten wir da und dort etwa ein Stück Wild antreffen, aber wir dürften uns keineswegs darauf verlaſſen.

Wir hielten unſre Blicke fragend auf die wilden einſamen Paßhöhen gerichtet und ſahen die grauſigen Klüfte den Sonnenſchein verſchlucken, und ſahen die ſcharfen Felſenſpitzen funkeln und blitzen, daß es uns in den Augen weh tat, und ſahen breit und trotzig die dunklen Maſſen ſich uns entgegenbäumen, als wollten ſie ſagen: „Wehe euch Menſchlein, ſo ihr euch vermeſſet!“

Ich weiß nicht, ob es den andern auch ſo erging, man pflegt ſich ja ſolche Betrachtungen

nicht mitzuteilen: aber über mich kam ein Gefühl der menſchlichen Hinfälligkeit und eine Ahnung von meiner gegenwärtigen Erbärmlichkeit. Vor mir dieſe drohenden Wälle, hinter mir viele hundert Meilen wildfremden Landes, keinen feſten Grund unter meinen Füßen und keine heimatlichen Sterne mehr über meinem Haupt. Da mochte ich wohl mit Recht ſeufzen: „Ach Gott, was iſt ſo ein Menſch!“ — „Da kommt ja nichts hinüber, was keine Flügel hat“, ſagte einer von uns, Wenderlin, der Dekorationsmaler, beklommen. „Ja, wenn nicht drüben die Goldfelder lägen“, erwiderte Hähnchen.

Als wir ins Dorf kamen, fanden wir, daß es von ſeinen Einwohnern verlaſſen und nur von einer Miliz-Patrouille beſetzt war, deren Anführer wir ohne Säumnis vorgeſtellt wurden. Seine erſte Frage war, ob einer von uns ſchon Militärdienſt geleiſtet habe. Nun waren ihrer drei in dieſem Fall; als der Kapitän aber die Anfrage an dieſe richtete, ob ihrer einer für einen ewig maroden Deutſchen aus ſeiner Truppe einſpringen wolle, erhielt er vorerſt keine andere Antwort als ein halb grimmiges, halb verlegenes Schweigen. Er gab ſeine Sache aber nicht ſo ſchnell verloren, vielmehr hob er an, ihnen die Vorteile und Annehmlichkeiten des Milizdienſtes darzutun und ihnen die dadurch eröffneten Chancen für ihr ſpäteres Fortkommen vor Augen zu rücken. Vor

allem betonte er das Sichere einer ſolchen Laufbahn gegenüber dem Unſicheren unſres Unternehmens, ob da gleich nicht die Hand dazwiſchen gedreht werden mag. Doch erregte er bei Wenderlin mit ſeiner Rede einige Aufmerkſamkeit und war klug genug, dieſe ſogleich auszunützen. Wenderlin hatte in den letzten Tagen mehrfach Zeichen von Mutloſigkeit von ſich gegeben; kam dazu, daß er immer noch von ganzem Herzen Soldat war, ſo braucht es nicht Wunder zu nehmen, daß er ſich endlich zu dem Tauſch willig finden ließ. Dafür erhielten denn wir andern von dem befriedigten Kapitän ein ordentliches Quartier zugewieſen in einer Art Gerberei, und da er uns auch an Speiſe und Trank nicht Mangel leiden ließ, fanden wir an dem Handel eine gute Seite.

Wenderlin hatte der Kapitän gleich bei ſich behalten; und nicht lange dauerte es, ſo machten wir auch die Bekanntſchaft des maroden Deutſchen, für den er eingeſpungen war. Es war niemand anders als Görlitz, der ränkeſüchtige Grobſchmied vom Schiff. Auch er erkannte mich wieder. „Sieh' da, das Bruderherz von der Fortuna, wenn man an nichts Dummes denkt.“ So begrüßte er mich. Dann gab er uns ſeine Abſicht kund, mit uns über die Berge zu ſteigen.

„So? Ich meine, du ſeieſt marod?“ wandte Hähnchen ein.

„Ha, marod!“ entgegnete Görlitz. „Ich ſage dir, ich bin ſo gut im Zeug als einer von euch.“

Er hatte hier wohl die gleiche nichtsnutzige Komödie geſpielt wie auf dem Schiff. Und ohne Umſtände ließ er ſich bei uns nieder, und wir mußten es dulden.

Unterdeſſen war es dunkler geworden. Durch die Türöffnung glühte vom Kamm des Gebirges das Abendrot herein, ſo recht ein wildes Indianerabendrot. „Der Widerſchein des Goldes“, dachte ich, und vor meinen Augen lagen dabei weite glänzende Goldfelder ausgebreitet unter einer Flut von Licht und Wonne. Ich weiß nicht, ob die andern den gleichen Gedanken hatten. Aber nach einer guten Weile, als es ſchon völlig dunkel geworden war, ſagte unſer Allerſtillſter, ein bleicher Barbiergeſelle, unter einem tiefen Aufatmen: „Alſo hinter den Bergen liegt's!“ Vielleicht ahnte er, daß er's nicht erreichen ſollte, das gelobte Land.

Dreizehntes Kapitel

So hatten wir denn einen erprobten Gefährten verloren und dafür an dem prahleriſchen Görlitz einen unwillkommenen und ungewiſſen Tauſch gemacht. Davon abgeſehen, daß unſer Ring durch die bisherigen Erlebniſſe doch ſchon zu feſt ineinandergefügt war, als daß ihm ein neues Glied ſo leicht einzuverleiben geweſen wäre, wie es damals mit Hähnchen der Fall war, ſo hatte der neue Gefährte außerdem eine freche, leichte Art, die ſich mit unſerm ſchweren Tritt gar nicht vertrug; und waren wir auch tief heruntergekommen, ſo ging uns ſein niedrig gemeines Weſen doch gegen das Gefühl. Indeſſen, er war einmal da, hatte ſich einmal angeſchloſſen und mußte ertragen werden. Im übrigen hütete er ſich, es mit den andern zu verderben, hielt ſich vielmehr ausſchließlich zu mir, heute, morgen und alle künftigen Tage, nicht zu meiner Zufriedenheit und auch nicht zu meinem Wohlergehen.

Heute hatte ich zum Beiſpiel gleich meine Büffelhaut mit ihm zu teilen. So eine Büffel-

haut hat einen rechtſchaffenen Umfang; aber es iſt unglaublich: wir hatten bald genug nicht Raum darauf nebeneinander. Es war allmählich ganz ſtill geworden um uns her. Einer nach dem andern war in die leichten Kreiſe der Traummühle geraten, wo ſie lieblich zu ſurren und ſchnurren begannen. Nur ich kam noch nicht ſobald zum Schlafen. Jetzt fing mein Lagergenoſſe an meinem Ohr an gräulich zu ſchnarchen; ſo rückte ich von ihm weg. Nun warf er ſich mit eins auf die andere Seite, wobei er halb auf mich zu liegen kam; alſo rückte ich abermals weg. Darauf begann er zu phantaſieren, zu drohen und zu ſchimpfen und auf einmal faßte ich einen bitterböſen Fauſtſchlag auf die Naſe. Da flüchtete ich erſchreckt vollends von der Büffelhaut herab; doch ehe es mir gelang, die andere, nun freie Seite unſres Lagers zu gewinnen, mußte ich es mit anſehen, wie ſich der Kerl grunzend in die ganze Büffelhaut wickelte. Und weil ich, obgleich von ſeiner Böswilligkeit überzeugt, doch nicht mit ihm ſtreiten mochte, ſtreckte ich mich nach einigem Beſinnen auf den nackten Boden hin. Aber der Ärger ließ mich lange nicht einſchlafen.

Wie lange ich dann doch noch geſchlummert habe, weiß ich nicht, jedenfalls aber bei weitem nicht genug, denn es war noch tief in der Nacht, daß uns der Kapitän von geſtern abend weckte

und uns haſtig befahl, aufzubrechen und weiter zu marſchieren. Es war kund geworden, daß die Feinde im Anrücken waren. Noch ſteckte man uns einigen Proviant in die Rucksäcke. Dann traten wir aus der Hütte in die Nacht hinaus, indeſſen ſich die Soldaten auf die Pferde warfen. Der Mond war ſchon untergegangen; mit wildfremdem Glanz brannte der Sternhimmel über der düſtern Felſenmauer, auf die wir nun zugingen; ein fahler Lichtſtreif am öſtlichen Horizont kündete den Tag und ich mußte denken, daß bei uns daheim jetzt vielleicht die Feierglocken ins Abendrot hinein läuteten. „Weiß der Teufel," ſchimpfte dann auf einmal der Gerber, „was das für ein Eulengekreiſch iſt." Wir horchten auf und ſchauten uns um gleich ihm, denn nun vernahmen auch wir's. Da kam es auch ſchon im erſten Morgengrauen das Tal herab gewimmelt, ein breiter, düſtrer, ſchwankender Strom, lautlos, unheimlich: ein ganzes Kriegerheer. Da und dort zuckte von irgend einer blanken Waffe ein feindſeliger Blitz zu uns herüber. Und ſchaurig klangen die unaufhörlichen Eulenrufe durch die Stille.

„Das iſt bei Gott ein anderes Indianerſpielen, als bei mir daheim in des Krämers Obſtgarten," raunte der Gerber. „Aber der Henker ſoll ſie zwicken: wir ſind mit der Gelegenheit zu kurz gekommen. Das freß' ich ja auf einen

Sitz auf, was mir die Freundſchaft da in den Sack geſteckt hat.“ Aber er bekam keine Antwort. Wir hatten wohl alle das Grauſen. Unwillkürlich hatten wir uns niedergekauert, um nicht geſehen zu werden, und als es merklich heller zu werden begann und noch kein Ende des Heereszuges war, krochen wir vollends den Hügel hinauf und jenſeits hinab, wo wir in einer Mulde uns ihren Blicken entzogen. Doch konnten wir dem Reiz nicht widerſtehen, über die Kuppe hinweg dem Schauſpiel drunten zuzuſchauen.

„Katzenvolk, Tiger,“ knurrte der Gerber wieder. „Hört ihr was davon, daß ſie ſchreiten? Da hat ſo ein deutſches Grenadier-Regiment einen andern ehrlichen Schritt. Aber prächtige Kerle ſind's dennoch; der König hätte ſeine Freude daran. Was meint ihr, was die Kugelſpritzen der Amerikaner von ihnen übrig laſſen werden? Einen Monat, rechn' ich, ſo kommen ſie zurück, zerſchoſſen und zerfetzt, lauter blutige Männer. Schade drum, ſag' ich.“

Die Sonne loderte im Oſten empor, und immer noch war drunten kein Ende abzuſehen. So nahmen wir denn ſchweigend gleich ihnen unſern Weg unter die Füße, jene ins ſichere Verderben, wir, wie wir meinten, dem gewiſſen Glück entgegen.

Es verhielt ſich in der Tat ſo, wie der Gerber

geſagt hatte: bei der Gelegenheit waren wir zu kurz gekommen. „Wir tragen um ſo leichter“, entſchied Hähnchen. „Drüben iſt das andere. Eilen wir deſto mehr“. Aus Hähnchens Weſen ſprach überhaupt nun eine merkwürdige Unruhe, eine fieberhafte Haſt, die ſich alsgemach auch uns mitzuteilen begann: das Goldfieber. Es iſt ein anderes, in Europa von den Goldfeldern zu träumen, ein anderes, auf dem Weg dahin noch Hunderte von Meilen davon getrennt zu ſein, und abermals ein anderes, nur noch einen Gebirgszug zwiſchen ſich und dem Ziel zu wiſſen. Nun erhielt erſt recht jeder Schritt Bedeutung; in jeder Regung zitterte die ganze Erwartung; jede Biegung des Weges, jede Bergſpitze konnte uns den Blick in das Land unſerer Sehnſucht eröffnen. Und ein gewiſſer wilder, gefährlicher Ernſt kam über uns herein in ſolcher Nähe des heißbegehrten Goldes.

So ging es denn nun ohne Aufenthalt dem Gebirg entgegen. Hügel um Hügel ließen wir hinter uns in der Tiefe zurück; Schlucht um Schlucht tat ſich neben uns auf; Höhe um Höhe türmte ſich unſerm Mut entgegen. Es wurde nichts mehr geſprochen. Nur unſeren eigenen ſchweren Atem hörten wir, hinter uns das Rollen der Steine, über uns das Schreien der Raubvögel, etwa noch ein gelegentliches Stöhnen des

Nachbars, und wer zufällig neben Hähnchen ging, konnte ihn dann und wann knirſchen hören.

Am erſten Tag gegen Abend — die Ebene lag ſchon tief unter uns — war Hähnchen ſo glücklich, eine junge Gemſe zu ſchießen, deren Fleiſch eine erwünſchte Bereicherung unſeres Proviantes ergab. Am zweiten Tag war er aber bei einer ähnlichen Gelegenheit nicht mehr imſtand dazu; er zitterte ſchon zu ſtark.

Und raſtlos trieb es, zog es uns bergan. Bald ſteckten wir ſo tief im Gebirg drinnen, daß wir nichts mehr ſahen, als Felſen und Abgründe, den blauen Himmel darüber und etwa einen Kondor zu unſern Häupten. Und eine fürchterliche Stille lag zwiſchen dieſen verlaſſenen Bergen. Wenn da einer allein hineingerät, dachte ich ſchaudernd, der muß verzweifeln und ſich das Leben nehmen; die leiden nichts Lebendes in ihren ſteinernen Labyrinthen.

Und wahrlich, auch ein Bund der Lebenden, und ſei er noch ſo feſt geſchloſſen, ſchützt nicht unbedingt vor dieſem Los. Wir haben's erfahren. Schon den vierten Tag wanden wir uns durch dieſe glühenden Felſenkeſſel, Zacken rings um uns her, Gletſcher dahinter rechts hinanſteigend, links alles überragend den unheimlichen Schlot eines einſamen Vulkans. Und immer noch nichts als Steingeröll, Himmel und Kondore. Unſer Proviant geht zu Ende, und noch kein Ausblick in die erſehnte Tiefe. Der

Tag ſinkt, die Sterne glühen auf, und mit einem dumpfen Seufzen ſtrecken wir uns unter einen Felſen zum Schlafen. „Wenn der Mond aufgeht, ſo brechen wir wieder auf", ſagt Hähnchen. Niemand antwortet. Ein Schatten ſchleicht heran: der Zurückgebliebene. Schon halb im Schlaf nehme ich's noch wahr, wie er mit einem todesmatten Stöhnen neben mir zuſammenſinkt. Dann werfen ſich mir die Sinne übereinander und ich ſchlafe.

Und ich träume von vergangenen Zeiten. Mir iſt, ich gehe in meiner Fabrik auf und ab, aber ich habe keine Kraft in meinen Knien. Bei jedem Schritt knicke ich ein und ſchäme mich vor meinen Arbeitern, und vor Lydia und Hermine und Wetzel, die hinter ihren Maſchinen ſtehen und ſich zunicken. So geht es eine gute Weile. Dann bricht plötzlich ganz hinten ein Feuer aus dem Boden heraus; ein Lärm erhebt ſich um mich her, und mit dem Schrei: „Der Vulkan", ſchnellte ich aus dem Schlaf auf mit wirrem Hirn und ſchmerzenden Gliedern. Hähnchen ſteht vor mir und ſagt, wir wollten aufbrechen, der Mond gehe ſoeben auf. In dieſem Augenblick überläuft mich zum erſtenmal ein Grauen vor dem Menſchen. Und hinter dem Vulkan ſteht der Mond, blutgoldrot und rieſengroß. Es fährt mir durch den Kopf: das iſt jetzt, als ſei ein kreisrundes Stück aus dem

ſchweren, blauen Himmelsdamaſt herausgeſchnitten und die maſſiv goldne Helmkuppel des Himmels, die dahinter ſteht, iſt nun zu ſehen. Und abermals ſchüttelt mich's. Dieſer Mond iſt nicht mit Roſen bekränzt wie der unſrige.

Hähnchen iſt bereits vorausgegangen und die andern ſchreiten ſtumm und ſtumpf hinter ihm her. Und wie auch ich mich in Gang ſetzen will, ruft es meinen Namen neben mir: wieder der Zurückgebliebene von geſtern, der träumeriſche Barbier. „Ich kann nicht weiter; bleib' bei mir, Kamerad," fleht er. „Nur eine Stunde, dann werden wir ihnen nachgehen. Sonſt komm' ich um." Und ich ſeh' ihn an und ſchwanke ſchon. Da gewahre ich, wie die andern um einen Felſen biegen und dahinter entſchwinden. Und mir grauſt zum dritten Mal. Alle Tiefen um mich her werden lebendig und das bleiche Entſetzen webt um die ſchauerlichen Zacken. „Leb' wohl, Kamerad", ſag' ich haſtig, und die Angſt treibt mich den andern nach. Hinter mir verhallt der Ruf des Verlaſſenen, des Todgeweihten. Der hat die Goldfelder nicht geſehen. Und zu retten hätte ihn auch mein Bleiben nicht vermocht; wir wären nur beide umgekommen. Und doch: wäre das Gold nicht geweſen — ich glaube, ich wäre bei ihm geblieben.

Und ſo iſt's auch. Der Goldhunger löſt alle Bande auf, durch welche Liebe, Treue und Glauben

den einzelnen Menſchen mit ſeinen Mitmenſchen verknüpfen, und es iſt kein Bund ſo heilig und ſo feſt, daß er ihn nicht auseinanderzureißen und ſeine einzelnen Teile in wilder Leidenſchaft gegeneinanderzuhetzen vermöchte. Und das goldene Vließ, von dem wir leſen, das furchtbare, verderbenbringende Symbol der Habſucht, iſt ebenſowenig ein weſenloſes Fabelding als das chriſtliche Kreuz. Jenes wie dies exiſtiert noch in voller Kraft, jenes wie dies beherrſcht die Welt, jenes wie dieſes hat ſeine beſondere auserwählte Gemeinde. Und wenn wir allen geheimen Haus- und Herzensaltären nachſpüren könnten: an wie vielen Kreuzen fänden wir ſtatt des milden Salvators in ſchauerlichem Goldglanz dieſes ſchlangengehütete Widderfell hängen.

Tauſend goldene Vließe hatte auch dieſe wilde Mondnacht ausgehängt. An jedem Felſen flimmerte das unheimliche Zeichen, in jedem Abgrund wand ſich ein ſchwarzer Schlangenknäuel. Und wir, ein verirrter, verſchlagener Abenteurerzug, arbeiteten uns ſchweigend auf und ab durch die ſtarren Felſentäler, klommen über ſcharfgratige Klippen und wanden uns ſchaudernd an klaffenden Abgründen dahin. Es war nicht mehr Frohſinn in uns als in einem Leichenzug, weniger Hoffnung, aber mehr Verzweiflung. Die Klippen erklangen metallhell unter unſern Tritten, die Ab-

gründe hallten bis tief hinab von dem Steingeröll, das unter unſern Füßen wegſprang und nach allen Seiten in die Tiefen hinabpraſſelte. Und wir kletterten, glitten und krochen wie es uns der Führer vortat, ſchweigend, wie er, raſtlos, wie er, mit feſt aufeinandergebiſſenen Zähnen und mit zitterndem Herzen. Und mir trat dann und wann, wenn der einzige Gedanke wiederkehrte, deſſen mein Hirn noch fähig war, der kalte Schweiß auf die Stirne: heute mußte es ſich entſcheiden, ob wir unſer Ziel erreichen oder das Schickſal des zurückgebliebenen Kameraden teilen ſollten.

Der Tag begann zu grauen, der Mond verblaßte, düſter und troſtlos, wie vorhin prächtig und unheimlich, ward unſre Umgebung. Grau tauchte in Grau, und auch der Himmel verlor ſeine Bläue auf eine Weile. Aber nicht lange hielt dieſe Stimmung an. Ein erſter Blitz, gleich einem kryſtallenen Pfeil zwiſchen Himmel und Erde dahin ſchießend, verkündete den Morgen, und plötzlich, wie im Theater, ſtanden alle Felſenſpitzen unter einer glutroten Beleuchtung. Ein Kondor, wie aus dem Himmel herab ſteigend, ſchwamm in einem Meer von Licht und Feuer; noch aber bekamen wir die Verurſacherin dieſer Erſcheinungen nicht zu ſehen, denn wir ſteckten noch zu tief im Felſenkeſſel drinnen.

Und wie wir ſo vor uns hinſchritten, ſtockte

plötzlich unſre Spitze. Ausgeſtreckten Armes in die Tiefe weiſend ſtand Hähnchen mit leichenfahlem Geſicht in einem Felstor. Der erſte, der ſich zu ihm geſellte, war der Schneider. Der verfolgte mit den Augen die Richtung, die Hähnchens Arm wies — und nahm mit bebenden Händen ſeinen verbrannten Filz vom Kopf. Dann kam der Gerber. Als der ſah, um was es ſich handelte, lachte er auf und wurde wahnſinnig. „Das iſt meine Mutter," rief er; „muß die auch überall dabei ſein. Mutter, Mutter, da haſt du deinen Sohn wieder!" Und warf ſich unter wildem Weinen herum und ſtürzte mit aufgehobenen Armen in den Abgrund hinab.

Was er geſehen hatte, war das Goldland, das Ziel unſerer Reiſe. Dumpf ſchlug ſein Körper in der Tiefe auf. Und mit zitternden Herzen und gierigen Blicks ſchauten wir ins morgendämmrige Land hinab. Es wurde kein Wort geſprochen dabei; aber jeder fühlte ſich leiſe von dem Verhängnis geſtreift, das den braven Gerber in den Abgrund hinab geſchleudert hatte. Der Anblick kam zu plötzlich, um ohne Schwindel ertragen zu werden. Wir empfanden keine Freude, nur Gier, unausſprechliche Gier nach den erwarteten Schätzen. Es war in jenem Augenblick ein jeder imſtande, den andern auf der Stelle umzubringen, wenn er ihm nur im geringſten in

die Aussicht auf Reichtum und Ruhm getreten wäre: auf einen Augenblick hatte uns alle der Wahnsinn gefaßt; und als wir wieder zu uns kamen, schauten wir uns fremd und scheu an, im Herzen verwundert, uns unter diesen Umständen wieder zu sehen. Noch einen bangen Blick warfen wir in des Gerbers weites Grab; dann traten wir den Abstieg an in die ersehnte und erträumte Ebene.

Vierzehntes Kapitel

Das Glück war uns nicht gerade zuwider. Wir fanden nach einigem Suchen im Goldland Verhältniſſe, die zwar nicht unſere höchſten Erwartungen befriedigten, bei einiger Beharrlichkeit aber doch ziemlichen Reichtum verſprachen. Wohl hatten wir uns von Anfang allerlei Widerwärtigkeiten zu erwehren, und die Kämpfe gegen Wind und Wetter und Mangel verringerten unſre Schar noch einmal um zwei Köpfe. Der Goldſchmied ſtarb am Typhus und der Schreiber, den dieſelbe Krankheit ergriffen hatte, war froh, nachher ſoviel Kraft zu erübrigen, unſer unwirtliches Lager zu verlaſſen und ſich dem Weſten zuzuwenden; er hoffte, in einem landwirtſchaftlichen Betrieb unterzukommen, um, nachdem er ſich dort erkräftigt hatte, je nachdem zu uns zurückzukehren oder ſich ſonſt im Land nach einem lohnenden Erwerb umzuſehen.

Wir aber eroberten uns unter Hähnchens erfahrener Leitung mit Streiten, Fluchen und Drohen einen Fetzen grauſteinigen Landes und ein

paar ſchwarze Planken, aus denen wir uns eine Hütte zimmerten. Es war an ſich eine untröſtliche Ausſicht und ein betrübliches Unterkommen; für uns aber enthielt dieſe unſre endliche Etablierung wirklich etwas wie Hoffnung und Häuslichkeit, und der Segen, der auf aller Arbeit liegt, blieb ſogar unſrem irren Tun nicht vorenthalten. Denn ſo gütig iſt die Natur: was irgend das Anſehen einer guten Handlung hat, und ſei es oft auch in Verbindung mit noch ſo verfehlten Abſichten, darauf läßt ſie ihre Wohltaten regnen. Dort iſt einer in Liebe ſelig: ſie hat ihn nicht vorher gefragt, was er liebe; unbeſehen läßt ſie ihn glücklich ſein. Ein anderer genießt von ihr die Segnungen der Tugend: ob er ſich freiwillig oder gezwungen der Tugend ergibt, kümmert ſie nicht; ſie ſegnet ihn. Und den Arbeiter inquiriert ſie auch nicht, was der Zweck ſeiner Arbeit ſei: ſie verleiht ihm Hoffnung und Frohſinn, tags ein mutiges Herz und nachts heitere Träume.

Darin hielten wir ſtreng, was wir uns vorgenommen hatten: wir ſchloſſen einen engen Ring unter uns und ließen weder einen Fremden in unſre Brüderſchaft ſich eindrängen, noch kümmerten wir uns im geringſten um unſre Nachbarn links und rechts. So entgingen wir neben viel Zank und Streit der Gefahr, das Erworbene vorweg wieder durch Trunk und Spiel einzubüßen, eine

Gefahr, der ein großer Teil aller Goldgräber zum Opfer fiel. Tags über waren wir immer fleißig, oft glücklich, und abends hielten wir uns still unter uns. Wir ſpielten Karten zur Unterhaltung, rauchten dabei ſchlechten Tabak aus Tonpfeifen und tranken einen ſcharfen Schnaps in mäßigen Portionen. Frühzeitig legten wir uns ſchlafen; und frühzeitig waren wir wieder auf unſerm Goldfeld. Anfänglich trugen wir ſtändig bei uns, was wir an Gold nach und nach gefunden hatten. Später vergruben wir's auf Hähnchens Vorſchlag in unſrer Hütte. Görlitz, der ränkeſüchtige Schmied, hatte anfangs gegen dieſen Vorſchlag opponiert, ſpäter ſich aber plötzlich eines andern beſonnen und ſich gleich uns einverſtanden erklärt. Wir zeichneten unſre Beutel und legten ſie zuſammen in eine Grube, die Hähnchen ſo kunſtvoll zu decken wußte, daß einer ſchon den ganzen Boden umwühlen mußte, um dann immer noch ſehr zufällig auf unſer Verſteck zu geraten.

Es war ein ſeltſames Leben, das wir führten, und unter aller ſcheinbaren Eintracht ſchlummerte doch der Neid und das Mißtrauen. Und das war natürlich: hatte doch keiner von uns gegründeten Anſpruch auf das Zutrauen des andern! War doch ein jeder von uns ohne Ausnahme ein Schiffbrüchiger! Gierte doch einer wie der andre im Herzensgrund nach dem Gold ſeines Nächſten!

Ganz heimlich gewann dieſer unwahre Zuſtand an Boden in unſern Seelen und eines Tages ſtand plötzlich eine fertige Tat vor unſern erſchreckten Augen, die ihren Urſprung in eben dieſer giftigen Zwielichtſtimmung des Mißtrauens hatte. Kaum hatten wir den größten Schrecken der Reiſe hinter uns und waren an unſerm Reiſeziel kaum notdürftig eingebürgert, ſo nahm auch das Verhältnis zwiſchen mir und Görlitz ſeinen vorigen ärgerlichen Charakter an. Auf täglich neue Weiſe wiederholte ſich der Vorgang auf dem Schiff und mit der Büffelhaut, und ich war dem Menſchen endlich von Herzen gram. Ich war ihm verfallen; ich beſaß keine Waffe gegen ſeine Tücke und litt an ihm wie an einem ſchmerzhaften Krebsübel, gegen das man einfach keine Hülfe weiß. Mein Zorn und Haß gegen dieſen brutal verſchlagenen Menſchen ward endlich ſo groß, daß ich manchmal in nächtlicher Weile darüber nachbrütete, wie ich mich ſeiner auf eine raſche, ſichere Art entledigen möchte. Ich fand aber kein Mittel, das mich ohne Gefahr zum Ziel führen konnte, und Gewalt mochte ich nicht anwenden. In meinem Groll wurde ich noch beſtärkt, als ich merkte, daß Hähnchen ihm auch nicht hold war. Die beiden Männer ſchienen noch einen ganz beſonderen Zahn aufeinander zu haben, obgleich ich ſie nie in offenem Streit ausbrechen

ſah. Sie gingen aber um einander herum wie zwei Tiger und ſchienen ſich auf Schritt und Tritt zu beobachten, hatten wohl auch Urſache dazu. Und dann an einem Tage, plötzlich wie die Windhoſe in der Luftſtille, ſtand Streit und Totſchlag am Tag.

Das kam ſo. Als wir unſre Goldbeutel zeichneten, trat Görlitz zu mir. „Du, was haſt du für ein Zeichen? Mir will auch gar nichts einfallen", ſagte er. „Schau da, ein Mühlrad malt er, der Teufel. Ja, wer ſo geſchickt wäre. Weißt du was? Mal' mir auch eins. Laß ſehen, du haſt die Schaufeln nach — links; ſtelle die meinen nach rechts, hörſt du?"

„Ich will dir ſonſt was malen," entgegnete ich; „das Mühlrad könnte zu Verwechſlungen führen."

„Pah! Dummheiten! Was, Verwechſlungen! Wenn deine Schaufeln links ſtehen und meine rechts — gibt's da auch Verwechſlungen? Und ich hab mich einmal aufs Mühlrad verſeſſen. Mein Vater war Müller, mußt du wiſſen. Das bringt Glück." So ſchwatzte er, bis ich ihm den Willen tat.

Nun war Görlitz ein träger Maulfechter, der mit keiner Arbeit von der Stelle kam. Ich hielt mich dagegen zu meiner Hacke und außerdem war mir das Glück nicht ungünſtig. Da dauerte es

denn nicht lange, ſo war in meinem Beutel doppelt ſoviel Gold als in dem ſeinen. An einem Abend nun hielt er ſich dazu, als Hähnchen die Grube aufdeckte und langte ſich ohne weiteres meinen Beutel heraus. „Das Mühlrad ſoll leben!“ rief er dabei. „Mein Alter war nur ein Mehlmüller. Goldmüller bin ich!“

„Ein Lügenmüller!“ entgegnete ich zornig; „gib meinen Beutel her, ſag' ich. Wie kämeſt du an ſoviel Gold?“

Darauf mochte er gewartet haben. „So, ein Lügenmüller?“ ſchrie er. „Dich muß man lehren, was links und rechts iſt. Das iſt links, Bruderherz — er verſetzte mir links und rechts je einen Backenſtreich — und das iſt rechts, wenn dich jemand danach fragen ſollte. Schneider! He, Schneider! Da komm' her; du biſt mir Zeuge. Was hab' ich dir an jenem Abend geſagt, wie ich dir den Beutel zeigte? Wie läuft mein Rad? Heraus mit der Wiſſenſchaft!“

„Du haſt geſagt, dein Mühlrad läuft links uud das des Schuſters rechts.“

„Und hab' dir's gewieſen?“

„Ja, das haſt du.“

„So ſieh her; wie läuft dies Mühlrad?“

„Links.“

„Seht alle her, wie läuft's?“

„Links,“ ſtellten die andern feſt.

„Wem gehört alſo der Beutel? Mir gehört er, Freundſchaft.“

Mir ſtand in Wahrheit der Verſtand ſtill. Der Kerl log und ſtellte dabei Zeugen neben Zeugen. Und ich mit meinem guten Recht mußte beiſeite ſtehen! Und dabei kannte ich den Schneider als eine ehrliche Haut und wußte, daß Hähnchen dem Grobſchmied abhold war. Und trotzdem mußte er ihm Recht geben und ich mich beſcheiden. Doch lag mir von den empfangenen Schlägen und vom Zorn noch manchen Tag ein dumpfer Druck in den Schläfen, der keinen klaren Gedanken aufkommen ließ. Görlitz hatte alle betrogen, das war ſicher. Wie er's angeſtellt hatte, das brachte ich nicht heraus. Erſt viel ſpäter fiel mir bei, daß, wenn die Schaufeln rechts ſtehen, das Rad allerdings links läuft.

Indeſſen mochte ich mich noch ſo des Verluſtes getröſten, denn es ſtellte ſich immer offenkundiger heraus, daß ich von allen die reichſte Grube inne hatte. So kam ich denn ohne ſonderliche Mühe meinem Widerſacher bald wieder voraus, und es ſchien ſich machen zu wollen, daß ſich mein Anſehen in dem Maß erhob, als ſich mein Reichtum vermehrte. Eines Tages jedoch erſchien Görlitz mit Hacke und Grabſcheit an meiner Grube. „Höre, Schuſter,“ ſagte er, „du biſt jetzt ein reicher Kerl und wir haben's gelitten, obgleich

wir den ganzen Fetzen gemeinſam gepachtet haben. Jetzt aber iſt's Zeit, daß andere auch dran kommen. Laß dich nicht ſtören, Freundſchaft; hier iſt reichlich Platz für zweie."

In mir brauſte alle verhaltene Wut auf. „Keinen Schritt in meine Grube," ſtieß ich hervor, „ſonſt ſchlage ich dich tot wie ein Tier."

Ich zitterte, von einer ungekannten Aufregung befallen, und empfand zugleich auch heftige Furcht vor dem Kommenden.

Görlitz lachte höhniſch auf. „Immer ſchlag' zu, Freundſchaft. Ich nehme noch den Hut vom Kopf; willſt du mehr verlangen?" Dabei machte er Miene, zu mir herabzuſteigen.

„Zurück, ſag' ich", ſchrie ich aus meiner Angſt heraus. Meine Zähne klapperten aufeinander wie im Fieberfroſt und es wurde mir alles rot vor den Augen. Und in dieſer Röte ſah ich Hähnchens verzerrtes Geſicht hinter Görlitz auftauchen. „Schlag' zu, Jonas," rief er und ſeine Augen rollten. „Er hat dich beſtohlen und betrogen, ich beweiſe es."

Da faßte mich ein wilder Taumel. Die Hacke ſauſte durch die Luft; ich fühlte es am Schlag, den es mir in die Hände gab, daß ich etwas getroffen hatte; zu ſehen vermochte ich nichts. Zugleich ſchrie Görlitz entſetzlich auf: „O mein Herrgott." Und wie ein ſchauerliches Echo klang

Hähnchens kurzes, ſpöttiſches Gelächter hinterher. Darauf folgte eine grauenhafte Stille.

Nachdem meine Blicke wieder klar geworden waren, ſtieg ich mit bebenden Knieen aus der Grube. Da lag der Erſchlagene und das Blut rann ihm an der linken Schläfe hinab. Einen Augenblick war mir, als bliebe Himmel und Erde ſtehen. Meine Augen irrten von der Leiche zu Hähnchen und von Hähnchen übers weite Feld, wo die Hunderte und Tauſende mit gierigen Schaufeln die unfruchtbare Erde durchwühlten, Gruppe um Gruppe mit gekrümmten Rücken im glühenden Sonnenbrand zum Teil auf den Knieen kauernd — Goldgräber, nichts als Goldgräber, ſoweit die Blicke reichten — und zu meinen Füßen die friſche Leiche. „Wirf die Schaufel weg, Menſch,“ hörte ich Hähnchen ſagen, „und laufe, was du kannſt, daß du die Hügel zwiſchen dich und den Diſtrikt bekommſt. Sie machen hier kurzen Prozeß mit Totſchlägern.“ Und mir lief ein kaltes Grauen über den Rücken hinab. „Das hat das Gold aus dir gemacht!“ ſchrie in mir eine Stimme auf. „Du, Herminens Gatte, eines unſchuldigen Knäbleins Vater — Lydias einſtiger Verlobter — ein Abenteuerer, ein Goldjäger, ein Mörder —.“

Ich war ſchon weit fort, ehe mir zum Bewußtſein kam, daß ich floh. Vor meinen Augen

ſtand immer und immer mit unbarmherziger Klarheit meines Weibes herbe Geſtalt und meines Knaben ſüßes Geſicht — und weiter hinten ſah ich wohl einmal Lydia vorbeigehen. Und ich floh als ein Mörder vor dem Geſetz.

„Und wenn du den Menſchen entrinnſt: was gewinnſt du? Biſt du darum weniger ein Mörder? Lebt nicht ein Gott über dir, den Schuldigen zu ſtrafen? Wirſt du ihm auch entrinnen?“ So klang es mir in den Ohren. Und ich haßte Gott, weil er ſich bloß bei mir meldete, um mich zu richten, haßte die Menſchen, weil man ſo unglücklich unter ihnen werden konnte, haßte mich ſelber, weil ich mich als eine ſo elende Kreatur kennen lernte. „Was biſt du nun?“ fragte ich mich; „du ſcheuſt die Sühne, und haſt doch nicht den Mut, ohne Sühne weiter zu leben. Was iſt überhaupt Sühne? Was iſt Geſetz? Was iſt Gott? Wer biſt du ſelbſt? Und warum biſt du der Strafe verfallen? Wer hat dieſe Sünde gemacht? Du? Nein, der andere. Die Sünde wird immer von andern gemacht und der, der ſie dann anfällt, der wird zu ſeinem Schaden hin noch geſtraft.“ Und plötzlich lachte es gräßlich auf in mir. „Das Geſetz iſt eine Mache! Die Sühne iſt ein Märchen. Gott — Gott iſt nichts, Gott iſt ein Popanz. Wenn es einen Gott gäbe, wie ließe er ſich jetzt von mir Popanz ſchelten?“ Es tat mir wohl,

Gott zu ſchmähen, ſo elend war ich, und als ich über Gott nichts Neues mehr aufzubringen wußte, fiel ich über ſeine Menſchen her. „Die Menſchen ſind Heuchler," rief ich, „und Tyrannen! Warum dulden ſie's, die immer Gott im Mund führen, daß unſereins ſo elend wird? Hat auch einer die Hand nach mir ausgeſtreckt und geſagt: Jonas, du biſt auf einem böſen Weg. Aber zum Strafen ſind ſie ſchnell bei der Hand. Ich pfeife euch auf euer Geſetz. Könnt ihr auch eine Sühne aufſtellen? Könnt ihr mich reinigen vom Blut dieſes Menſchen? Ihr könnt's nicht und euer Gott kann's auch nicht. Ihr ſeid mir beide zu ſelbſtſüchtig und zu gerecht dazu. Es iſt kein Richter mehr in der Welt! Mordet, ſengt, brennt und beruft euch auf mich. Es iſt kein Schade drum, ich weiß es. Es gibt keinen Richter mehr in der Welt, denn es gibt keine reinen Hände mehr und keine guten Menſchen, ſonſt müßte ich doch irgendwo einem begegnet ſein — und ich habe ſoviel Menſchen geſehen!"

Unter ſolchen törichten und eitlen Klagen war ich vorwärts geeilt und hatte mich, nachdem die erſten Hügel hinter mir gleich einem Wall ſich zwiſchen mir und meiner Bluttat erhoben, auf die Erde geworfen, um auszuruhen. Ich dachte nicht an mein Gold und an meine Ausweispapiere, die ich in der Hütte zurückgelaſſen hatte. Ich war

überhaupt ſo ſchickſalsmüde und abenteuerſatt, daß ich am liebſten auf der Stelle geſtorben wäre. Ein ſolcher Wunſch war aber im Grund doch nichts anderes, als ein ſchmerzhafter Seufzer nach Ruhe, nach einem Leben in Ordnung und Frieden. Denn kein lebendes Geſchöpf mag im Ernſt zu ſterben wünſchen und diejenigen, die in der Verzweiflung Hand an ihr Leben legen, tun es oft in Mißdeutung eines dunklen Dranges in ihrer Seele: ihre Seele wünſcht ein neues Leben anzufangen, und ſie gehen hin und tun das alte ab ſamt der Möglichkeit zum neuen.

Ich aber lag und klagte und ſeufzte die halbe Nacht hindurch — und die andere Hälfte träumte ich wunderſchöne Dinge. Ich ſaß auf einem Dreibein und machte einen neuen Schuh, ſang und pfiff dazu und ſpitzte noch den Mund, als ich erwachte. Ja, das war's! Das war jetzt meine Sehnſucht und mein Eldorado: in Frieden und Ruhe wieder hinter einer deutſchen Glaskugel zu ſitzen und Sohlen zu klopfen. Ach Gott, was war doch aller Flitter, aller Glanz gegen dieſe ſolide ehrbare Exiſtenz! Im wohlgemeſſenen Gang der Entſtehung eines neuen Schuhes haben Alter und Zeit eine ganze Summe von Menſchenwürde und Lebenskraft niedergelegt. Wer einen neuen Schuh machen kann, braucht nie am Leben zu verzweifeln, und das Schickſal mag ihn verſchlagen, wohin es

will: das Handwerk ist ihm immer wieder eine Rettung und der Quell innerer und äußerer Erneuerung.

Das alles ging mir mit eins durch die Seele, leuchtend, wie jener Sonnenpfeil über dem Gebirg, und fröhlich wollte ich aufspringen — da fiel plötzlich der kalte Schatten des erschlagenen Görlitz nieder auf meine Seele, und alle Freude war ausgetan. Ich hatte ja keine reinen Hände mehr; wie konnte mir eine geordnete Beschäftigung noch Glück bringen! Wie durfte ich noch auf Frieden und Ruhe hoffen! Woher sollte ich Mut und Kraft zu ersprießlicher Tätigkeit gewinnen?

Ich weiß nicht, was ich noch alles gedacht, kalkuliert und getan hätte, wenn nun nicht der Retter erschienen wäre. Dieser Retter war kein Engel, nicht einmal eine schöne Jungfrau oder ein holder Knabe; er hatte sogar einen derben Knotenstock in der Hand, mit dem er mich, den Weinenden, vorsichtig anrührte und mich fragte, was für Eier ich zerbrochen hätte. Er hatte kein schönes Gesicht, sein Bart war eher häßlich zu nennen, nur seine Augen enthielten ein mildes, gütiges Licht, das er aber jedem Fremden gegenüber durch eine rauhe Stimme zu verleugnen suchte. Im übrigen war er ein Viehhändler und es machte sich, daß ich gerade mit ihm gehen konnte; er hatte einen größern Transport Vieh

aus dem Innern des Landes abzuholen und mir war's lieb, vorerſt wieder in Amt und Brot und wieder in einem Verhältnis zu den Menſchen zu ſtehen. Wenn einen jemand fragt: „Was biſt du?“ ſo iſt es hundertmal ehrlicher und leichter vom Herzen zu antworten: „Viehtreiber“ oder „Knecht“, als „Goldſucher“ oder „Schatzgräber“. Die ſelbſtſüchtige Abſicht eines Goldjägers liegt zu klar am Tag, als daß der Dritte eine ſolche Erklärung nicht ſofort mit einer inſtinktiven Abneigung quittieren ſollte. Es gibt aber nicht nur in Amerika Goldjäger. Wie vielen deutſchen Unternehmungen ſteht nicht der Charakter der Goldgier und ſelbſtiſcher Gewinnſucht an der Stirn geſchrieben. Wir nehmen's nur hin für Geſchäftstüchtigkeit und Energie.

Ich kam mit dem Viehhändler weit in der Union herum und lernte in ſeiner Geſellſchaft viel Land und Leute kennen. Einmal aus meiner Stumpfheit ſchrecklich aufgerüttelt, begann ich, meine jeweilige Umgebung mit mir ſelbſt zu vergleichen und für meinen Zuſtand mit verdachtgeſchärftem Auge nach ähnlichen Verhältniſſen zu forſchen. Und daran, merkte ich bald, war kein Mangel vorhanden. Nur was davon im Verlauf unſerer geſchäftlichen Unternehmungen uns vorkam, iſt ſchon ein Kapitel für ſich. Und da mir alles neu und unbekannt war, fand neben der Schaden-

freude auch meine Neugierde reichliche Nahrung. Es intereſſierte mich, zu beobachten, was für Kniffe und Pfiffe die verſchiedenen großen und kleinen Farmer anwandten, ein Stück Vieh in ein beſſeres Licht und in höheren Preis zu ſtellen, als es wirklich verdiente, und wie ſie offenkundige Gebrechen mit dem ehrlichſten Geſicht geradeaus wegzuleugnen verſuchten. Nicht genug damit, ſuchten ſie ſich untereinander, der Papſt den König und der König den Papſt, herabzuſetzen, um mit dem Händler dadurch eine Art Bündnis zu ſchließen, mit dem Zweck, als Entgelt für den geleiſteten Judasdienſt ſelber günſtigere Bedingungen zu erhalten, wobei aber regelmäßig beide, Papſt und König, zu kurz kamen. Wir unterhandelten mit Bäuerlein, von denen wir ganz genau wußten, daß ſie von ihren Nachbarn dem Untergang zugelotſt wurden, die aber dabei noch ſo ruhmredig waren wie ein großer Grundbeſitzer. In den Häuſern der intriganten Nachbarn dagegen wurden wir nicht ſelten mit Bibelworten empfangen und mit einem ehrwürdigen Anſehen.

Das war der Bauer. Und den großen Herrn fand ich nicht beſſer. Wenn dem Händler, der ſich Weather nannte, ein Stück Vieh auf eigene Rechnung umkam, ſo ertrug er den Verluſt mit Achſelzucken. „Es geht ja nicht ans Leben,“ ſagte er dabei; „Leben iſt gottlob weder Vieh-

handel noch Seidenfabrikation.“ Als er hingegen seinem Großhändler einmal auf dessen Rechnung und Gefahr ein von der Reise beschädigtes Stücklein zubrachte, da war es ebenso schlimm, als hätte er ihm einen Stich in den Unterleib versetzt. Nun hatte allerdings den Schaden ich verschuldet und darum brach auch das ganze Wetter über mein Haupt herein. Er schimpfte und schmähte mich und mein Volk aufs unwürdigste und tat, als hätte ich nun seinen zeitlichen und ewigen Untergang angebahnt. Er schalt mich einen deutschen Sozialdemokraten, Anarchisten und Nihilisten, der nur auf die Schädigung guter Bürger ausgehe und forderte Weather auf, mich zum Teufel zu jagen. Und dabei hatte der Mann ungezählte Hunderttausende, wohl gar Millionen von Dollaren in gewinnbringenden Unternehmungen stecken, besaß schöne und gesunde Kinder, saß in einem Dutzend wohltätiger, pädagogischer, politischer und religiöser Kommissionen, glaubte an Gott und an eine selige Ewigkeit und versäumte keinen Sonntag den Kirchgang. Ich sehe heute ein, daß das kein speziell amerikanischer Typus ist; damals meinte ich es aber. Und dazu wurde mir noch gesagt, daß der nicht einmal einer der Schlimmeren sei unter seinen Standesgenossen. Da schien mirs denn klar am Tag zu liegen, daß das ganze große und kleine Leben der Menschen

mit Habſucht und Ehrgier durchſeucht ſei. „Ihr ſeid nicht beſſer, als ich,“ ſagte ich daher jetzt erſt recht; „nie dürftet ihr mich richten!“ Ich ſah, man verrichtete die Tat nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um des Vorteils willen an Gut und Anſehen. Und ich begann die Führer und Leiter der Geſellſchaft noch ganz beſonders zu verachten. Dabei überſah ich gefliſſentlich, was an guten Handlungen immerhin noch aus ihren unheiligen Händen hervorging, und wenn mir eine ſolche Überlegung wirklich nahe trat, ſo behauptete ich keck, daß den Vollbringern jener Taten kein Verdienſt zukomme, da ſie ihr Verdienſt ſchon in klingender Münze vorweg hätten. Bald war ich ſoweit, daß ich derartige trübſinnige Beobachtungen nicht mehr aufſuchen mußte, ſondern ſie drängten ſich zu Hunderten an mich heran mit einer ſolchen Zudringlichkeit und Frechheit, daß ich endlich ihrer überdrüſſig zu werden begann. Ich ſchloß gefliſſentlich die Augen vor ihnen, und wenn ſie mir ihre armſeligen Geheimniſſe nun auch in die Ohren ſchrieen, ſo gewöhnte ich mich doch bald daran und ſagte: „Es iſt einmal nicht anders.“

Glücklich war ich in einer ſolchen Gemütsverfaſſung nicht. Ich hatte oft recht ſchwere Stunden unter meiner Büffelherde, und wenn ich auch viel zu laufen und aufzupaſſen hatte mit dem Vieh, ſo war meine Beſchäftigung doch nicht

von der Beſchaffenheit, daß ſie mir das Denken und Grübeln unmöglich gemacht hätte. Ich fand aber allmählich einen Ausweg aus dieſem Tal der Trübſal und einen Troſt für meine traurigen Stunden. Meine Phantaſie hatte mir einen Ort, ein Land ausgefunden, wo alle dieſe Mißſtände nicht herrſchten und wo ein jedes menſchliche Streben den Stempel der Uneigennützigkeit und der reinſten Menſchenliebe trug. Dies Land war mein Deutſchland, das wahre Kanaan der edlen Menſchlichkeit, dem ich in einem Wahn den Rücken gekehrt hatte und zu deſſen heiligen Grenzpfählen mir Schuldbeladenem die Rückkehr für immer verwehrt war. Ja, wenn je einmal meine Sehnſucht daran dachte, ſpäter wieder nach Deutſchland zu gehen, ſo erſtand immer plötzlich vor meinen Augen ein leuchtender Cherubin mit dem Schwert in der Hand: „Hier iſt heiliger Boden! Unterſteh' dich, Totſchläger!“ Und ſeufzend wandte ich dann mein Auge wieder ab.

Dennoch führte ich mir oft mit gefliſſentlicher Gegenwärtigkeit alle die herrlichen Vorzüge meines Volkes und ſeine idealen Einrichtungen für Kunſt, Wiſſenſchaft und geiſtigen und wirtſchaftlichen Fortſchritt vor Augen. Ich gebe nun allerdings zu, daß mir Sehnſucht und Entfernung manches in einem helleren Licht zeigten, als jetzt die Wirklichkeit rechtfertigen will. Indeſſen, was

verſchlug's? Mir tat es wohl, die Dinge ſo zu ſehen; der kleine Selbſtbetrug half den Prozeß, den meine Seele gegen Gott und Menſchheit angeſtrengt hatte, zu einem heilſamen Ende führen, und wenn ich künftig je wieder über die verdorbene Menſchheit ſchalt, ſo nahm ich alle deutſchen Menſchen von meinem Fluch aus.

So war ich allerdings reif für ein Ereignis, das mir in kurzem den Weg in meine Heimat zurück öffnen ſollte. Es war an einem Frühlingsabend. Wir, Weather und ich, hatten ſoeben unſern Viehtransport für die Nacht untergebracht und ſchickten uns nun an, im Städtchen auch für uns nach einer Unterkunft zu ſehen. Vor der Konſtabler-Kaſerne bemühte ſich ein Offizier, auf ſein unruhiges Pferd zu kommen. Das Tier tänzelte und wieherte und machte den Eindruck, als könne es zu ſeinem Fortkommen ſeiner Vorderbeine ſehr wohl entbehren. Grinſend ſahen aus den Fenſtern der Kaſerne die Polizeiſoldaten dem Auftritt zu; der Offizier war wütend. Da fiel ſein Blick auf mich. Er ſtutzte und mir wurde angſt, denn ich war nicht ſicher, ob man nicht einen Steckbrief gegen mich erlaſſen habe. Und nun trat er plötzlich auf mich zu und legte mir die Hand auf die Schulter. „Schatten, Jonas Schatten!“ rief er. „Menſch, treffe ich dich noch einmal! Habe ich doch geglaubt, du ſeieſt hin,

gleich allen andern. Junge, Junge, ſchau mich nicht ſo geiſterhaft an. Kennſt du den Wenderlin nicht mehr, den Dekorationsmaler, jetzigen Konſtabler-Kapitän? Menſch, hab' ich eine Freude!"

Doch, jetzt gingen mir auch die Augen auf; und da ich ſah, daß es für mich gar keine Gefahr hatte, begrüßte ich mit deſto beſſerer Freude meinen ehemaligen Kameraden auf dem Weg zum Goldland. Wohl dachte ich daran, daß ich ihm eine blutbefleckte Hand reiche; aber es war mir gar nicht mehr, als habe ich die Tat wirklich begangen.

Für dieſen Abend nahm ich dann Urlaub von meinem Meiſter, um des Kapitäns Einladung zu folgen. Er hatte eigentlich ausreiten ſollen, aber da ihm der Bock doch nicht ſtillhalten wollte, kehrte er mit mir um ſo lieber zu ſeiner jungen Frau zurück. Dieſe war gleich ihm eine Deutſche, und das ganze Hausweſen atmete ſamt dem jungen Knäblein ſo viel Heimatzauber und unverdorbene Deutſchheit, daß mir verwettertem Viehtreiber das Herz aufging, wie ein Igel im Waſſer, und im altvertrauten Element alſobald fröhlich zu plätſchern und ſchwadern begann.

Natürlich lenkte ſich die Rede bald wieder auf unſre gemeinſamen Erlebniſſe zurück; und dann mußte der Kapitän erzählen, wie es ihm im Indianerfeldzug ergangen war, was er auch gerne tat. Es läßt ſich indeſſen alles auf die eine

Formel bringen, daß er ſich gut gehalten hatte und dafür raſch befördert worden war. Nach dem Krieg hatte er dann um ein Kommando bei den Konſtablern nachgeſucht, das er um ſo leichter erhielt, als er bei dieſem Unternehmen von ſeinem Oberſt, der eine beſondere Zuneigung zu dem friſchen jungen Leutnant gefaßt hatte, aufs kräftigſte unterſtützt wurde. Nebenher war ihm auch eine Frau zu Handen geraten, ſo daß er alles in allem glaubte, den beſſeren Handel gemacht zu haben, als die Union.

Nachdem er ohne Anſtellung ein Vierteljahr lang ſich's gut gehen laſſen hatte, erhielt er eines Tages ſeine Beförderung nebſt Marſchbefehl. Er ſagte, er ſei jetzt ſo etwas wie Kapitän und es wiſſe kein Teufel, wie weit er's noch bringen könne in der Union. „Und weißt du, welches meine erſte Amtshandlung war? Merkwürdig genug: die Verhaftung des Schneiders und des Bäckers, die zuſammen den Hähnchen erwürgt und ihm ſein Gold geraubt hatten, nachdem dieſer ſeinerſeits ſchon — aber wo biſt du auf einmal hin verſchwunden damals? Menſch, hab' ich dich ſuchen laſſen in allen Winkeln! Und heute läufſt du mir auf einmal vor die Augen. Du hätteſt zeugen ſollen. Die beiden behaupteten nämlich, nicht ſie, wie man ihnen zur Laſt legte, ſondern Hähnchen hätte den Görlitz erſtochen. Erſtochen,

ja. Weißt du nichts davon. Mit einem zwei Zoll breiten Meſſer von hinten durchs Herz. „O mein Herrgott“, habe er geſchrieen und ſei umgeſunken. Was haſt du? Was ſchauſt du ſo?“

Wieder einmal ging mit mir die Welt im Kreis. Meine Hände zitterten ſo ſehr, daß ich ſie falten mußte. „Heiliger Gott“, ſagte ich. „Und — und die Wunde an der Stirn — oder dort irgendwo?“

„Alſo warſt du doch dabei? Die war doch vom Fallen, oder nicht? Eine ſtarke Schürfung oder ſo was, ganz unbedeutend an ſich. Aber was iſt damit? Du biſt ſo ſonderbar. Was weißt du?“

Nun erzählte ich alles, was in jenen Tagen geſchehen war und was für einen Ausgang es für mich genommen hatte und er hörte mir mit klugen Ohren zu. Aber als ich fertig war, ſtand er mitten inne, wie er ſagte. Jetzt verſtehe er die Geſchichte. „So war's: Hähnchen und Görlitz trugen ſich mit der gleichen Abſicht, euch andere um euer Gold zu bringen. Das iſt übrigens in jenen Diſtrikten nichts Neues. Sie errieten ſich und haßten ſich, weil einer vom andern eine Durchkreuzung ſeiner Pläne befürchtete. Nun war Hähnchen die tatkräftigere Natur und außerdem war ihm auch die Gelegenheit günſtig. Görlitz fällt und dir wäre die Schuld geworden,

wenn ſein Stoß nicht beobachtet worden wäre. Du fliehſt und wirſt als der Schuldige bezeichnet. Er muß von den andern Stillſchweigen erkaufen, indem er ihnen deinen und Görlitzens Goldbeutel ganz überläßt. Aber in einer Nacht macht er ſich nicht nur mit dieſen, ſondern auch mit ihren eigenen Beuteln davon. Sie verfolgen ihn, finden ihn ſchlafend, erwürgen und berauben ihn, fallen aber kurz darauf meinen Konſtablern in die Hände. In Hähnchens Taſche finden ſich deine Schriften. Der Bäcker, der Schneider und ich — ich war damals noch Leutnant — erklären einmütig vor den Gerichten, daß der Ermordete nicht Schatten ſondern Hähnchen heißt und daß auch nicht Schatten, ſondern Hähnchen den Görlitz erſtochen hat. Umſonſt. Wozu das Geſcheer mit dieſen Abenteurern! Der Menſch trug Schriften auf ſich, die Jonas Schatten lauteten, alſo war er dieſer Jonas Schatten. Der Bäcker und der Schneider haben zwecks Beraubung erſt Görlitz und dann Schatten umgebracht und werden zum Strang verurteilt. Das gibt ein nettes, rundes Protokoll und führt zu einem Ende. Unſer echter Jonas Schatten wird einfach an die Wand gedrückt, und einen Hähnchen gab es nie. Die beiden Unglücklichen werden hingerichtet, und nach Europa berichtet man, daß Jonas Schatten von Halsabſchneidern umgebracht worden ſei. Nun aber

kommen wir an die Reihe; und nebenher ſoll einmal erprobt werden, was das Wort eines Polizeikapitäns gilt. Aber entſetzlich iſt und bleibt, daß von der ganzen Brüderſchaft nur du und ich übrig geblieben ſind. Einer in den Felſen verſchmachtet und elend umgekommen, einer wahnſinnig geworden angeſichts des gelobten Landes und in der Tiefe zerſchellt, einer erſtochen, einer erwürgt und zwei von Rechts wegen gehängt: iſt das kein furchtbares Schickſal? Dies verfluchte Gold! Hätt' ich doch nie geglaubt, daß der ſtille Schneider eines Mordes fähig wäre!"

So war ich denn auf einmal wieder in den Kreis des Lebens eingereiht, durfte meine Hände wieder zum reinen Himmel aufheben und konnte wieder auf ein künftiges Glück in ſtiller Tätigkeit hoffen. Und konnte mit feſtem Blick meinem Weib gegenübertreten, und durfte unbeſorgt meines Knaben Hände zwiſchen die meinen nehmen. „Du guter, guter, lieber Gott", kam es mir ungewollt über die Lippen, und ich weinte in ſtiller Freude vor mich hin.

Wir blieben noch lange hinüber- und herüberredend beieinander ſitzen. Und wenn ich in jener Nacht auch kaum eine Stunde ſchlief, ſo war ich doch ſchon lange nicht mehr ſo vollkräftig und mutig einem jungen Tag entgegengetreten, wie dem nächſten. Und es dauerte auch gar nicht

lange, ſo hatte Wenderlin meine Rehabilitation vor den Gerichten durchgeſetzt. Da nahm ich Abſchied von meinem Freund, dem Viehhändler Weather, kaufte mir einen Schuhmacherhammer, Zange, Spannriemen, Raſpel, Feile, Meſſer und Ahlen, und ſaß bald darauf wieder auf einem Dreibein. Und als ich's wieder ſoweit heraus hatte, nahm ich den Weg durch Amerika zum zweiten Mal unter die Füße, diesmal aber in entgegengeſetzter Richtung und nach einer andern Route. Nachdem ich in verſchiedenen großen Städten immer eine Weile gearbeitet hatte, um mein Vermöglein auf der gleichen Höhe zu erhalten, langte ich endlich in Newyork an. Dort ſah ich mich ſogleich nach Fahrgelegenheiten nach Deutſchland um und fand, daß ſchon am nächſten Morgen ein Schiff nach Bremen in See ſtach. Da ſtieg ich denn für die letzte Nacht noch einmal in einem Hotel ein, wo mir als einzige Schlafgelegenheit ein Zimmer angeboten wurde, in deſſen einem Bett ein anderer Deutſcher ſchon ſeit mehreren Tagen krank lag. Er ſollte morgen ins Spital kommen, indeſſen ſei ſeine Krankheit weder ſtörend noch anſteckend. Es kam mir auf dieſe letzte Nacht im Amerika nicht ſonderlich an und ich griff zu. Wie erſtaunte ich aber, in dem kranken Deutſchen einen Bekannten aus meiner Fabrikantenzeit zu treffen: Georg Wetzel, meinen

klugen ungetreuen Teilhaber. Er lag ziemlich hoffnungslos an einem zehrenden Fieber danieder, das er ſich nirgends anders, als eben auch auf den Goldfeldern geholt hatte, wo es ihm nun allerdings auch gelungen war, ein ziemliches Vermögen zu erwerben. Doch war das Motiv ſeines Beutezuges nicht kurzweg ein ſo ſelbſtſüchtiges geweſen, wie bei mir, ſondern ihn hatte der Wunſch zu der Fahrt beſtimmt, ſeiner Familie — er hatte inzwiſchen geheiratet und war bereits Vater eines Mägdleins — beſſere Verhältniſſe zu ſchaffen. Nun hatte er ſeinem Weib telegraphiſch Bericht gemacht von ſeinem Zuſtand und ſie gebeten, wenn ſie irgend könne, an ſein Sterbebett zu eilen, nicht nur, ihm ſeine Todesſtunde zu erleichtern, ſondern auch ſeinen Reichtum aus ſeinen Händen entgegenzunehmen, da er keine vertrauenswürdige Seele um ſich habe. „Lauter Spitzbuben, Banditen, Diebe und Seelenfänger," klagte er. „Unſre Zeit iſt aus Rand und Band geraten und man weiß nicht, was ſeltener geworden iſt in der Welt, die Ehrlichkeit oder das Zutrauen. Und das hat der Teufel geſehen: wenn einer wieder ans Licht hinauf will, ſo wird er eher ſeinen Tod finden, als ſeinen guten Willen. Gott beſſer' es."

Ich ſagte ihm, wie ich mich freue, wieder in mein helles, ſchönes, freies Deutſchland zurückzukehren, in das Land, wo Treue und Redlichkeit

ſchon dem Kind in der Wiege vorgeſungen werde, in das Land der Dichter, der freien Denker und der edelſten humanen Beſtrebungen. Da ſchaute er mich an mit dem alten liſtigen Schillern ſeiner Augenſterne und ſagte mit einem Anklang von Spott: „Ich wünſche dir glückliche Heimkehr. Wenn's angeht, komm' ich dir im Geiſte nach. Ich werde nun auf einmal ſtutzig, ob ich nicht meiner Lebtage mein Volk verkannt habe. Ohne Spaß: ich halte ſie für intereſſeloſe Kartoffelköpfe und Bierbäuche, und die obern — ſo von Unteroffizier an — für Fauſtritter, Nimmbrüder und Haltefeſte. Was darüber ſteigt, wird Phantaſt!“

Ich war froh, daß Weather dieſe Äußerungen nicht hörte, redete meinem Freund eifrig dagegen und ließ mir an keiner Stelle mein Ideal beſchneiden. So liebte ich mein Volk, hatte es ſo lieben gelernt und wollte es ſo lieb behalten, gut, edel, treu, frei und ſelbſtlos. „Du biſt eben jetzt auf die Menſchen verbittert,“ entgegnete ich; „mir ging es auch ſo, noch vor Jahresfriſt. Aber ſo und ſo habe ich mir wieder herausgeholfen, und nun kann ich um der Deutſchen willen ſogar die Menſchen überhaupt wieder ein wenig lieb haben. Jetzt fehlt mir nur noch ein Gott, dann bin ich wieder ganz im Kreis.“

Wetzel ſah mich an. Ich ſei ein ſonderbarer Burſche, meinte er, und er möchte faſt ſeinen

guten Verſtand für mein gutes Gemüt dahingeben. Wenn ich indeſſen einen Gott ſuche, ſo ſolle ich's damit auch machen, wie mit den Menſchen: ich ſolle ihn nicht aus alten Lumpen zuſammenflicken. Es könne leicht ſein, daß das der echte Deutſche ſei, wie ich ihn ſehe; leichtlich bekäme ich auch den echten Gott zu ſehen, denn für Kinderaugen ſei alles zugänglich, und ich hätte Kinderaugen. Und dann wurde er ernſt. „Schau, Jonas," ſagte er, „du haſt mir nichts zu verdanken, wie es ſcheint, aber ich habe dennoch eine Bitte an dich; denn ein ehrlicher Menſch iſt Gemeingut wie der Herrgott im Himmel. Wenn du wieder heim kommſt, ſo nimm' dich meines Weibes an. Du kennſt ſie; aber du wirſt nicht auf ſie raten. Sie heißt Lydia."

„Lydia?" rief ich, und es war, als hätte einer meinem Herzen einen Stoß gegeben. „Meine Lydia?"

Er nickte. „Du warſt ein Dummkopf, Jonas, daß du das Mädchen fahren ließeſt; die hätte einen Kerl aus dir gemacht. Ich wußte damals nichts von deinem Verhältnis. Hätt' ich ſie gekannt, ſo hätt' ich dir ganz anders den Kopf zurecht geſtellt. Dann nahm ich ſie eben ſelber; bin ſie aber nicht wert geworden. Es war immer eine Differenz von Herzensgüte in unſrer Rechnung, und die Ideale hatte ſie auch allein. Menſch, wie haſt du dich in die Neſſeln gelegt! Ein ſolches

Weib läßt man doch nicht für ein Fabriklein fahren! Was haſt du jetzt? Nichts. Deine Bahn iſt fertig. Ein bißchen retten kannſt du noch; das iſt alles.“

Im Lauf der Nacht erfuhr ich auch, wie Wetzel mit Lydia bekannt geworden war. Statt ſich damals mit dem abgeſchwenkten Geld gleich nach Amerika zu begeben, wie er im Sinn gehabt hatte, ſchlug er ſich mit den paar Mark durch die deutſchen Lande, beſah ſich Städte und Dörfer und blieb endlich herabgekommen und krank in einem Flecken liegen. Er hatte ſich abends noch auf den Heuboden einer Scheune geſtohlen und morgens nicht mehr heruntergekonnt. So fand ihn der Knecht, und als der Lärm machte, kam ein junges Mädchen hinzu. Das war Lydia. Nachdem ſie in der Stadt ihre Mutter begraben hatte, war ſie zu einer ebenfalls kranken Tante aufs Dorf gezogen, um ſie zu pflegen, bald darauf gleichfalls zu begraben und mit Guthaben und Schulden zu beerben. Und nun war es ganz nach ihrer tüchtigen Art, daß ſie dieſen fremden Menſchen nicht von ſich ließ, nachdem ihn das Schickſal einmal in ihre Hütte geführt hatte. Daß ſie den Burſchen allerdings heiraten werde, nachdem ſie ihn geſund gepflegt hatte, das mochte ſie ſich wohl nicht träumen laſſen haben.

Als die Hochzeit vorbei war, verkauften ſie

das Häuschen und zogen in die Stadt, um dort ein Geſchäft anzufangen. Es ließ ſich von Anfang nicht übel an, Wetzel verdarb's aber durch Ungeduld. Er wagte ſich zu weit vor, und nur mit genauer Not rettete er ſoviel, um ſeine Familie vorerſt vor Mangel ſicher zu ſtellen und ſich nach den Goldfeldern durchzuſchlagen. Und jetzt wartete er darauf, daß ſein Weib käme, das Gold an ſich nähme und ihm die Augen zudrückte.

Ich ſprach davon, wie es doch ſo ſonderbar zugehe auf der Welt, wie die Wege hinüber und herüber führen, ſich tückiſch verſchlingen und dann plötzlich wieder auseinander ſchnellen, grauſam die von einander reißend, die arglos vertrauend auf die Wegkreuzung ihre Hütte bauten; die Hütte ſtürzt; dahin iſt mein Weg — und der deine? Wenn ich nicht denken dürfte, daß droben ein Gott ſitzt, der alles ſo zu ſeinen Zwecken lenkt, ſo müßte ich am Leben ſchließlich doch noch verzweifeln!

Wetzel ſchüttelte den Kopf. „Glaube das nicht, Jonas," ſagte er. „Wenn Gott nur halb ſo gütig iſt wie meine Lydia, ſo iſt er unſchuldig an all dem Jammer. Ich will dir etwas ſagen. Wenn man ſo auf ſein Weib und auf den Tod wartet, dann gehen einem allerlei Augen auf, die ſie einem mit Schick zugeklebt haben. Haſt du ſchon einmal in den Trubel hineingeſehen, in das

Stoßen, Drängen, Haſten, Blutfließen? Hineingelauſcht in das Wimmern, Fluchen, Seufzen, Beten, Lachen? Ich bin kein zartes Gemüt geweſen, aber zu Zeiten iſt mir's doch vorgekommen, als könnte es ſtiller zugehen auf der Welt, friedlicher, mit ein bißchen mehr Liebe. Weiß Gott, es hat mir manchmal einen Stich ins Herz gegeben, ſonderlich ſeitdem ich die Lydia hab! Glaubſt du nun, daß Gott von ſchlechterem Material ſei, als ich? Wenn dir noch einmal einer ſagt, Gott lenke das alles zu ſeinen Zwecken, ſo heiß' ihn Lügner und Heuchler im Namen aller, die am Leben Not leiden. So wird's aber ſein, daß alles das Geſums auf der Welt, die Unterdrückung und die Armut ſeiner Meinung ganz direkt entgegen geht. Harmonie iſt eben keine im Leben. Und wenn Gott nicht Harmonie verlangt, was will er denn in der Welt? Dafür brauchen wir einen Gott; ſonſt können wir's allein machen. Wenn's einen Gott gibt, ſo müſſen wir ihn erſt noch entdecken. Ein Glück, daß der Teufel der Pfaffheit ihren hölzernen Himmel geholt hat; holte er jetzt nur ſie ſelber auch vollends. Wenn dann keiner mehr herumſpringt und ſchreit: ‚Siehe da! Siehe dort!' ſo kann's geſchehen, daß an einem ſchönen Morgen einer kommt, bei deſſen Anblick einem das Herz weit wird, und ſagt: ‚Guten Tag, du; ich bin der Herrgott.' Und du ſchlägſt die Augen

nieder vor ſoviel Güte und Reinheit und ſagſt ‚Auch guten Tag!‘ und: ‚Es freut mich!‘ und: ‚Jetzt möcht’ ich auch beſſer werden!‘ Und das kommt dir alles ſo von Herzen, daß es für dein ganzes Leben ausreicht!“

Ich weiß nicht, wie lange Wetzel jene Nacht noch überlebt hat. Am Morgen verließ ich ihn im Schlaf der Erſchöpfung. Er lag da kraftlos und mit eingeſunkenen Augen wie eine Leiche, und nur ein ſchwaches Atemholen verriet, daß noch einiges Leben in ihm war.

Ich aber ſchiffte mich freudig nach Europa ein und ſetzte dem neuen Dampfer alle meine Hoffnungen als Segel bei. Deutſchland war das Ziel meiner Fahrt, „Deutſchland“ hieß das Schiff, Deutſchland war das Geſpräch aller meiner Mitreiſenden, und von Deutſchland träumte ich nun Tag und Nacht immer ſchönere Träume. Wir hatten eine ſtürmiſche Fahrt; es ging ſchon gegen Weihnachten. Deſto geruhiger hoffte ich unter einem brennenden Chriſtbaum das deutſche Feſt zu feiern. Und dann langten wir in Bremen an. Über den Landungsſteg mit ſchwanken Schritten eilte ich, endlich, endlich wieder deutſchen Boden zu gewinnen, und meine Augen ſpähten umher unter den Umſtehenden, als ſuchten ſie wen, dem ich um den Hals fallen möchte. Wohl ereignete ſich da manch ergreifendes Wiederſehen;

an mir Fremden glitten aber alle ſuchenden Blicke fremd ab; keiner war, der in meinem Geſicht hätte aufleuchtend wurzeln mögen, und keine Arme breiteten ſich für mich aus.

Aber hier hatte ich ja auch nichts zu ſuchen. Weit droben im ſonnigſten Teil des einen großen Vaterlandes ſtand ja irgendwo an einer nun verſchneiten Wegkreuzung mein Glück und wartete auf mich. Und wie auf Windesflügeln durch das Glockengetöne des Weihnachtsabends brauſte ich mit dem Bahnzug durch das winterliche Land und donnerte ich endlich in die bekannte Bahnhofhalle ein. Und war's nicht mein Weib, ſo war's mein Kind, um deſſen willen mein Herz heftiger pochte, mein Knabe, den ich weiß Gott vielleicht wie bald an die Vaterbruſt drücken durfte.

Als ich nächtlicherweile in der Schnelldroſchke vor Herminens Mutterhaus vorfuhr, da ſchwamm das ganze Gebäude in einem Meer von Licht und Glanz. Alle Räume waren voll, übervoll von Kerzenſchein, er drang in Fülle aus den Fenſtern und ſtellte breite, goldene Lichtertreppen auf die Straße heraus, dran der ſtille Mondſchein auf- und niederwebte und auf denen die Engel meiner Liebe und Sehnſucht mir voraus eilend in die hellen Räume hinan ſtiegen. Ich hatte kaum geläutet, ſo ſprang ſchon die Türe

auf. Frohes Stimmengewirre tönte mir von oben entgegen, übertönt von dem hellen Ruf: „Er kommt! O er kommt!“ Und ein leichter Schritt eilte den oberen Korridor entlang nach dem Treppenanſatz, den ich zugleich mit einer ſchönen, aber fremden jungen Dame erreichte. Ich ſah ſie erbleichen, und ſah lauter unbekannte, neugierige Geſichter mir entgegenſchauen. Was war nun das?

Eine geſpannte Stille trat ein nach dem vorigen fröhlichen Gebrauſe. Endlich tat ich mit ſchwerer Zunge die Frage nach der Mutter Herminens, und der Nachklang meiner Stimme rollte dumpf den Korridor entlang.

„Die iſt geſtorben,“ entgegnete mir ſcheu das ſchöne Weib. „Wir haben das Haus aus dem Nachlaß gekauft — und —“ ſie ſtockte und ſah mir ängſtlich ins Geſicht, darin wohl eine ſchmerzliche Veränderung vorgehen mochte.

„Und ihre Tochter — Hermine?“ fragte ich mit aufſteigender Bangigkeit.

„Iſt fort. Sie hat ja wieder geheiratet — nach Dänemark oder ſo wohin —“

„Und der Knabe —?“

„Den hat ſie doch mitgenommen —“.

Wieder war es eine Zeitlang ſtill. Dann ſagte das Weib in faſt demütigem Ton, ich komme gewiß weit her; ob ich nicht eintreten wolle? Ich aber ſchüttelte den Kopf. Hinter mir mit meinem

Köfferchen ſtand der Kutſcher; zu dem wandte ich mich. „Wir ſind falſch gefahren,“ ſagte ich, „aber Ihr ſeid immerhin entlaſſen: ich mache das übrige zu Fuß!“

Was iſt noch viel zu ſagen. Mit Herminen verhielt es ſich ſo, wie mir von der jungen Frau berichtet worden war. Zwar indem ich mich über meine Perſon ausgewieſen hatte, wurde die neue Ehe als ungültig erklärt, doch Hermine in der Folge nirgends ermittelt; ſie blieb mitſamt dem Knaben verſchollen. Nachdem ich auch umſonſt, Wetzels Bitte eingedenk, mich nach Lydia umgeſehen hatte, — ich fand keine Spur von ihr als das Gerücht, daß ſie geſtorben und das Kind verloren gegangen ſei — griff ich noch ein letztes Mal zum Wanderſtab, bis ich hierzulande ein beſcheidenes Plätzchen fand, darauf ich mich niederließ und ein Geſchäftchen gründete, das ſo weit gedieh, wie ihr es zur jetzigen Zeit habt kennen lernen.

Das iſt nun meine Geſchichte, Kinder. Viel Luſtiges iſt nicht daran, aber um ſo mehr Lehrreiches. Wenn jemand eine Nutzanwendung davon ziehen wollte, ſo wäre ſie auch nicht umſonſt erzählt.

So ſchloß der Meiſter ſeine Geſchichte, indeſſen der Zeiger der Uhr bereits in den Montag hineinrückte. Nachdenklich ſaß Alexander Wacker, der kluge Spezereihändler, in ſeiner Sophaecke. An ſeiner Schulter lehnte Dorothea, ſchlief und lächelte.

Und nun tat Alexander eine ſonderbare halblaute Frage an den Meiſter:

„Und Sie haben ſeither nicht wieder geheiratet?“

„Behüte mich Gott,“ entgegnete der Gefragte beſtürzt. „Wie käme ich auch dazu?“

„Dann iſt Dorothea doch nicht meine Schweſter,“ lachte es aus Alexanders Seele herauf. „Ich aber — ich weiß, wo Ihr Sohn iſt. Ich weiß, wo er ſich aufhält und ich ſage Ihnen, er iſt an einem ſchönen Ort, an einem lieben Ort.“

Die Jungfrau war von der Bewegung erwacht. Jetzt rieb ſie ſich gelinde die Augen und geſtand errötend:

„Ich habe von dir geträumt, Alexander.“

„Dann haſt du von deines Vaters Sohn geträumt, Dorothea. Jawohl, Herr Schatten, Alexander Wacker iſt Ihr Sohn, Ihr und Herminens legitimer Sohn.“

Fünfzehntes Kapitel

Die Überraſchung, die Alexanders Eröffnung bewirkte, kam nicht ſo unmittelbar zum Ausdruck, als manch einer denken mag und als Herr Wacker ſelber wohl in ſeinem bewegten Sinn erwartet haben mochte. Dorothea ſonderlich hatte die Bedeutung dieſer Szene durchaus nicht erfaßt; der Schlaf hatte in ihrem Haupt auf all die Töpfchen, die ſonſt ſo geſchickt jeden Neuigkeitstropfen aufzufangen wußten, die Deckelchen getan, ſo daß nun leider der ganze köſtliche Regen darüber hinablief, wie über einen glatten Hunderücken.

„Das habt ihr hübſch miteinander ausgeheckt," ſagte ſie freundlich; „aber ich bin jetzt ſchläfrig. Darf ich nicht zu Bette gehen, Alexander? Schau, ich kann die Augen faſt nicht mehr offen halten," — und ſie blinzelte ihm kümmerlich ins Geſicht. „Ihr könnt ja allein miteinander weiter raten."

Sie bot ihm ihren unſchuldigen Mund dar zum Gutenacht-Kuß, den ſie mit geſenkten Lidern empfing; und ſo war ſie entlaſſen, ehe Alexander recht darum wußte; denn er hatte ihr den Kuß

wahrlich mehr um des Mundes willen gegeben, als um der Bitte willen. Noch reichte ſie dem Meiſter die Hand, die dieſer unter einer innerlichen Bewegung einen Augenblick feſthielt, ſo daß ſie mit geduldiger Verwunderung zu ihm aufſah. Da aber nichts Außergewöhnliches darauf geſchah, wandte ſie ſich ungeſtört dem Winkel zu, wo an ſeinem Nagel ihr Lämpchen hing, nahm es behutſam herab und zündete es an, indeſſen ſchon wieder allerlei ſchimmernde Traumgeſtalten ihre halbwachen Sinne umſchwebten. Und eine eigentümliche Erſcheinung, die ihr die ganze Nacht auf die angenehmſte Weiſe zu ſchaffen machen ſollte, gewann jetzt ſchon, während ſie noch an ihrem Lämpchen ſchraubte, lebhafte Deutlichkeit in ihrem verdämmerten Geiſt; es war ein wunderſchöner Knabe, der ſtatt einer gewöhnlichen Menſchenhaut von oben bis unten mit echten ſilbernen Fiſchſchuppen bedeckt war, die bei jeder Bewegung freudig aufblitzten; und wenn irgend ein Glied eine Beugung ausführte und die Schuppen ſich dabei voneinander abhoben, ſo leuchtete der klare Purpur dazwiſchen hervor in der Weiſe, wie auf einem Kirchenfenſter nächtlich das rote Prachtgewand der Muttergottes brennt, wenn die Lichter dahinter ſtrahlen. Indem Dorothea das Lampenglas aufſetzte, nickte ſie mit freundlichem Lächeln dem Knaben einen Gruß zurück,

den er ihr ſoeben zugewinkt hatte; dann ſchritt ſie wie eine Nachtwandlerin ſtill in ſich verſunken aus dem Zimmer und hatte dabei des Meiſters und des Bräutigams völlig vergeſſen.

Während dieſer von einem freundlichen Bann gefangen noch nach der Türe ſah, durch die ſeine Braut verſchwunden, hatte ſich der Meiſter in ſteigender Bewegung von ſeinem Stuhl erhoben. Kein Zweifel, Alexander ſprach wahr, denn er trug als gültigſtes Zeugnis die Ähnlichkeit mit Hermine im Geſicht. Daß ihm das auch nicht eher klar geworden war! Schatten ging aufgeregt von ſeinem Platz weg nach dem Winkel, wo die Uhr hing, welche er mit Geräuſch aufzog, ohne ſich deſſen eigentlich bewußt zu ſein. Dann ſchaute er ſeinen Sohn an und ſchüttelte den alten Kopf. So was! Wie er geſcheit und fix daſaß und verliebt! Was ſollte er jetzt nur ſagen zu ihm? Ihn du und Alexander nennen, nachdem er erſt vor wenigen Tagen eine Reklamation von ihm eingeſteckt hatte? Daß er ſchuld war an der Exiſtenz des jungen Mannes, das ſchien nun ſchon eher ſicher; aber ſein Verdienſt war es nicht, daß er ſo gut geraten war, gewiß nicht, das war nur ſo nebenher gut mit unterlaufen. Sollte er ihm nun um den Hals fallen? Ging nicht wohl an; es war eben doch der Herr Wacker. Sollte er ihm eine Rede halten? Den

Drang dazu fühlte er wohl, aber Worte hätte er keine zu finden gewußt. Und überhaupt — es hätte doch auch nicht recht gepaßt. Daß aber dieſer kluge, feine junge Mann ſein Sohn war — darüber ging ihm nun plötzlich erſt recht das Herz weit auf. Mit zitternden Händen legte er die erloſchene Pfeife weg, tat drei Schritte auf Alexander zu und blieb dann verwirrt und ratlos ſtehen. Das war ihm zu neu und zu ſchön. Tränen ſprangen ihm unter den vielerlei Gefühlen mit jugendlicher Kraft aus den Augen, und ſchluchzend mit vorgeſtreckten Armen rief er: „Alſo ſo war's gemeint? Darum hab' ich meinen Groſchen verlieren müſſen, daß ich ihn vergoldet zurückbekommen ſoll? Ei, da ſag' ich's gerade heraus, daß das Leben eine ganz prächtige Einrichtung iſt. Bleib', bleib' doch ſtehen, daß ich dich anſchaue, du feiner Menſch du. Oho, wie will ich jetzt Staat machen mit euch zwei ſchönen Liebesleuten, euch zwei — euch zwei — Kindern —"

Der Meiſter begann plötzlich zu wanken wie trunken vor Freude, ſo daß Alexander eilends zuſprang und ihn mit dem erſchreckten Ruf: „Vater was iſt dir?" in ſeinen jungen, kräftigen Armen auffing. Es war von ehrlicher Liebe eingegebene Beſorgnis, was den Sohn bewegte, und Schatten hörte das auch mit ſeinem Ohr aus dem Ruf heraus. Er nickte ihm glückſelig zu und fuhr

ihm ſtumm eine Weile mit der Hand durchs braune Haar, indeſſen des jungen Mannes Blick mit immer wachſender Rührung an dem ſeinen hing. Dann lächelte der Vater. „Es iſt doch ſofort ein anderlei, wenn der Herrgott einmal die Dinge ſelber in die Finger nimmt. Es kommt alles anders heraus, als wenn wir erſt lange daran herumgepfuſcht hätten, viel ſauberer, netter, runder, fertiger, er hat eine ganz andere Art zum Abliefern.“ Er ſetzte ſich in ſeinen Lehnſtuhl, und Alexander ſtand mit einer gewiſſen Beſcheidenheit, die ihn gut kleidete, neben ihm.

„Daß Sie nun mein Vater ſind!“ ſagte er nachdenklich. „Und ich wußte nicht anders, als daß mein Vater tot ſei!“

„Ja, daran werden wir uns nun gewöhnen müſſen, da es einmal ſo iſt,“ entgegnete der Meiſter. „Wir ſind ja nicht ſchuld daran. Aber die Mutter — wo iſt die Mutter, Alexander?“

Der Gefragte ſeufzte.

„Das iſt ſchon eher ein betrübliches Kapitel“, entgegnete er und ſah reſigniert zu Boden; „und das Schlimmſte dabei iſt, daß es nicht einmal einen Abſchluß hat. Das Letzte, was ich von meiner Mutter weiß, iſt vor reichlich zwanzig Jahren geſchehen; ſeither habe ich nichts mehr über ſie in Erfahrung gebracht. Gott weiß, wo ſie lebt — wenn ſie noch lebt.“

Der Meiſter ſah ſeinen Sohn erſchrocken an. „Was du da — ſagſt, Alexander! Das iſt ja — traurig iſt das ja. Alſo du weißt nichts von ihr? Aber wie haſt du ſie denn verloren? Das geht doch nicht einfach ſo, daß ein Kind ſeine Mutter verliert. Wie ging das zu, Alexander? Wie begab ſich das?“

„Das iſt bald erzählt, Vater,“ erwiderte Herr Wacker, indem er einen Stuhl herbeizog und ſich darauf niederließ.

„Als ich ſo meine vier Jahre alt war, hatte die Mutter einen kleinen Tabakladen eingerichtet, und ein großer, ſchwarzbärtiger Mann war ihr beſter Kunde und wurde nachher auch ihr Mann. Mich mochte er nicht leiden. Er zwickte mich, wo er konnte, blies mir ſeinen ſtinkenden Tabakrauch in Naſe und Augen und raufte mich in den Haaren. Natürlich merkte ich nach und nach, welcherlei Geſinnung dieſe mit lachendem Mund erteilte Behandlung entſprang und hielt mich künftig verſteckt, wenn ich des unheimlichen Menſchen Stimme hörte. Das nützte mir indeſſen nur, ſolange er noch nicht mein Vater war. Nachher war ich ihm wehrlos preisgegeben. Ich weiß nicht, merkte es die Mutter überhaupt nicht oder wollte ſie es nur nicht merken. Schläge bekam ich auch und am härteſten, wenn ich ſagte, ich heiße Alexander Schatten. ‚Ich will nur

ſehen, ob ich keinen Wackermenſchen aus dem Schattenſchlingel herausprügle!‘ ſagte er dabei; ‚zu was Ende hat man denn ſonſt anderer Leute Kinder adoptiert? Vagabundenbrut, wie kannſt du Schattens Sohn ſein, wenn den Schatten in Amerika die Würmer freſſen?‘

Ein Jahr lang etwa war meine Mutter mit dem Menſchen verheiratet, als wir aus der Stadt, ich glaube es war Koblenz, wegzogen und eine weite Reiſe nach Norden machten, nach Dänemark, wo er zu Hauſe war. Da ging nun erſt recht das Elend an. Erſt bekam ich Prügel, weil es mir dort nicht gefiel und ich nach dem Süden Heimweh hatte. Dann ging der Streit an um Speiſen und Kleider. Offenbar ging es uns ſehr ſchlecht. Das Eſſen wurde immer geringer und ungenießbarer, und weil ich mich häufig weigerte, etwas beſonders Garſtiges zu genießen, bekam ich Schäge; ſpäter wurde ich geſchlagen, weil ich meine übelgeflickten Lumpen nicht mehr anziehen wollte. Dann erhob ſich der Zank zwiſchen Vater und Mutter. Sie machten ſich Vorwürfe über alles mögliche. Eines beſchuldigte das andere, alles Elend verurſacht zu haben. Wacker behauptete, die Mutter hätte ihn verführt, ſie beſtritt das und machte dagegen geltend, daß ihm Faulenzer ihr bißchen Exiſtenz, das ihr der Hähnchen bereitet, gerade genehm geweſen ſei; darum allein habe er

ſie geheiratet. Vom Zanken kam es zum Geſchirrzerſchlagen und zum Raufen. Und nach jedem Streit bekam ich nacheinander von beiden mein Teil ab.

Das Entſcheidende geſchah aber in einer Nacht. Da erhob ſich plötzlich ein entſetzliches Poltern und Schmettern, nur noch vom Fluchen des fatalen Stiefvaters übertönt. Bald jedoch miſchte ſich die gellende Stimme der Mutter dazwiſchen, und nun begann ein Getöſe, das mir die heftigſte Furcht einjagte, zumal mir nachher mein tüchtiges Maß Mißhandlung wieder ſicher war. Plötzlich aber hörte ich einen ſchweren Fall und ein Gelächter der Mutter, das klang, als zerbräche man Scheiben. Dann ſchlug die Haustüre ins Schloß, und Schritte entfernten ſich vom Haus. Darauf war und blieb es ſtill.

Dieſe Stille war aber nun noch fürchterlicher, als alles Getöſe zuvor, und ich wünſchte in meiner Angſt, daß nur wer käme und mich durchprügelte. Es kam aber niemand. Endlich ſtand ich auf und ſchlüpfte mit Zittern und Zagen in meine Lumpen. Als ich jedoch aus der Kammer wollte, brachte ich die Türe nicht auf; ein ſchwerer Gegenſtand lag davor. Mit Aufgebot aller Kraft errang ich mir ſoviel Raum zwiſchen Tür und Pfoſten, daß ich hindurch ſchlüpfen konnte und hätte wohl auch das nicht fertig gebracht, wenn Wacker ſtatt mit den

Beinen, wie es jetzt der Fall war, mit dem Rumpf vor die Türe zu liegen gekommen wäre. Es war ganz finster in dem Raum, doch merkte ich wohl, daß er wieder betrunken war. Mir ekelte vor dem Menschen und graute vor dem ganzen Lebtag, den ich da führte, und mit eins erwachte in mir der Gedanke, all dem Elend zu entfliehen. Überall draußen mußte es besser sein als hier; hatte ich doch schon vor so vielen fremden Herrlichkeiten seufzend gestanden oder mit nassen Augen von fern fremden Freuden zugeschaut. Und schon war ich aus dem Haus, und gleich schienen sich auch alle Verheißungen erfüllen zu wollen, denn der reichste goldigste Mondenschein empfing mich mit offenen Armen. Im Grund ward ich überhaupt in meinem Vertrauen nicht getäuscht, wenn auch zunächst noch einige trübe Stunden meiner warteten.

Am Meer hatte meine Flucht ein Ende und ich fiel der Polizei in die Hände. Da ich mich aber Alexander Schatten und nicht Wacker nannte, wußten sie mich nicht unterzubringen; offenbar haben mich meine Eltern auch nicht reklamiert; und der Schluß war, daß ich nach Deutschland in ein Waisenhaus kam, worin es mir um der herrschenden Ordnung und Reinlichkeit willen bald sehr wohl behagte. Meine Mutter habe ich seither weder einmal wiedergesehen, noch

iſt mir ſonſt irgend ein Lebenszeichen von ihr zugekommen.“

Nachdem Alexander ſeinen Bericht vollendet hatte, war es eine geraume Weile ganz ſtill im Zimmer, etwa drei rechte Vaterunſer lang. Durch des Meiſters Gedanken zogen Bild um Bild die Tage, die er an der Seite ſeines Weibes verlebt hatte. Wieder ſah er ſich zum erſten Mal bei ihrer Mutter mit dem unternehmenden Wetzel ihr gegenüber ſitzen, ſah ſich nach jenem unausgeſprochenen Abſchied von Lydia an der Straßenkreuzung dem hochgemuten jungen Mädchen begegnen, ſah ſie an der Hochzeit, ſah ſie in der Fabrik, ſah ſie mit dem kleinen Alexander auf dem Schoß, ſah ſie auf der Straße mit dem Marktkorb und in der Wohnſtube mit dem Nähzeug und nachts mit allen ihren Reizen —: und konnte wiederum nicht begreifen, daß in einem Verhältnis ſo jede Bedingung zum Glück vorhanden ſein und das Glück ſelber doch fehlen, und daß ein Menſch ſo alle Anzeichen eines ſchönen Menſchtums im Geſicht tragen und doch am Ende ſo erbarmungswürdig ins Elend geraten kann. Er war zwar zu klug und zu erfahren, als daß er ſich die Schuld an ihrem verfehlten Leben zugeſchrieben hätte; er wußte, daß die Urſache ihrer Glückloſigkeit in ihr ſelber lag. Aber daß er der Anlaß zu ihrem Elend geworden war, das wollte

ſich ihm immerhin aufs Herz legen. Doch war es ihm auch zugleich, als ſei dieſe Rechnung längſt beſchloſſen und abgetan; er fühlte ſich ſelbſt nicht lebhaft und kräftig genug, als daß er ſich darin eine hauptſächliche Wirkung hätte ſchuld geben müſſen; er ſah ſich einfach als Faktor unter andern Faktoren ſtehen, und dafür, daß er war, hatte er ja doch wohl ſein Teil gebüßt. Außerdem aber ſank auf ſeine Seele oder ſtieg daraus empor — er wußte nicht, kam es von außen über ihn oder war nur ein Schlummerndes in ihm zum Bewußtſein erwacht — etwas wie eine ſtarke, tröſtliche Ahnung, daß nun alles gut und jede Unruhe zur Ruhe gebracht ſei. Auf einen Moment überkam ihn mit gegenwärtiger Wirklichkeit die Stimmung, die er in den erſten heitern Tagen ſeines Zuſammenſeins mit Hermine hatte, wenn er abends nach vollbrachtem Tagewerk beim Lampenſchein ſeiner ſchönen jungen Frau gegenüber ſaß, und er war tief durchdrungen von der Empfindung ihrer räumlichen Anweſenheit. Zwar glaubte er nun mit Sicherheit zu fühlen, daß ſie nicht mehr unter den Lebenden wandle; aber jetzt war ſie durchs Zimmer gegangen, um die letzte Laſt von ſeinem Leben zu nehmen und ihn empfinden zu laſſen, daß ſie beide wieder frei und die Kette gefallen ſei, die ſie zu beider Unglück eine Weile aneinander gefeſſelt hatte.

Ob nun bei dieſem Vorgang eine Kraft ſeines Gemütes tätig geweſen war, einem Gefühl Geſtalt und Weſen zu verleihen, um ſich ſeiner um ſo gewiſſer zu verſichern, oder ob vorübergehend eine Wirklichkeit aus einer anderen unbekannten Welt mit der ſeinigen Fühlung gewonnen hatte — ſo oder ſo hatte das Geſchehnis ohnehin nur für ihn Gegenwart und Bedeutung, und ſo oder ſo war Alexanders Klugheit immer noch nicht klug genug, etwas zu merken oder zu erraten, was nicht mit Augen zu ſehen oder mit Ohren zu hören war. Mochte auch beim Meiſter innerlich immerhin vor der Sonne ſeines alternden Lebens der letzte Wolkenſchleier fallen und eine herbſtliche Welt darunter ſich zu einer friedlichen Abendfeier rüſten: äußerlich blieb alles, wie es bisher geweſen war, und hätte ſich etwas davon in ſeinen Zügen geſpiegelt, ſo würde es Alexander nicht einmal gemerkt haben, denn auch er ging in Gedanken Abwege. Doch hielten dieſe ſich entſchieden näher zur alltäglichen Wirklichkeit, als beim Meiſter, und wenn auch der Gegenſtand ſeiner Betrachtungen ebenfalls nicht zum Anweſenden gehörte, ſo herrſchte doch weniger Zweifel bezüglich ſeiner wirklichen Exiſtenz. Vorhanden war er, oder vielmehr ſie — denn um Dorothea drehte ſich nahliegenderweiſe ſein Sinnen, — das war ſicher. Dagegen war ihre Herkunft

und ihr Urſprung nun plötzlich in eine ungewiſſe Dunkelheit entrückt — die aber auch in letzter Linie ſelbſt der Meiſter nicht aufzuhellen vermochte.

Es war an einem Volksfeſt geweſen. Vor dem Muſikpavillon drängte ſich das Volk plaudernd und lachend. Etwas abſeits tanzte und ſang zum Takt der Muſik ein Kinderreigen. Vom Anblick angeſprochen, war der junge Meiſter, der damals ein recht einſames Leben führte, dabei ſtehen geblieben. Bald fiel es ihm auf, daß ein etwa vierjähriges Mädchen in einem roten Kleid mit ſchwarzen Samtbändern ſo recht nirgends hinzugehören ſchien. War ein Reigen zu Ende und ſtoben die Kinder nach allen Seiten auseinander, um zu ihren Eltern zurückzukehren, ſo blieb das Mädchen im roten Kleid immer allein auf dem Platz zurück. Das Kind zog den Meiſter auf ſeltſame Weiſe an. Es war etwas um Mund und Auge, das ihn gefangen nahm, und er mochte nicht vom Platz gehen, ehe er wußte, wo es hingehörte. Er meinte, daß es Lydia ähnlich ſehe; aber war es ihr Kind, ſo konnte er nicht begreifen, daß es hier ſo unbehütet ſich umtreiben mußte. Überhaupt, wem gleicht ein Kind nicht, wenn man nur eine Ähnlichkeit ſehen will? Und er hatte in letzter Zeit ohnehin viel an Lydia gedacht. Aber das Kind tat ihm

leid und vielleicht ließ ſich bei ſeinen Eltern ein heilſames Wort für es ſprechen.

Es begann zu dunkeln und das Feuerwerk nahm ſeinen Beginn. Aber ſchon die erſten Raketen gerieten zwiſchen die Blitze eines plötzlich ausbrechenden Gewitters hinein. Mit lautem Weſen ſchwirrte das Volk auseinander. Mütter ſtürzten herbei, ihre Kinder zu holen — das Mädchen wurde nicht geſucht. Mit einer großen Verwunderung in den Augen ob der jähen Veränderung ſah es verſtändnislos um ſich her. Als dann aber der Regen mit häufigern Blitzen untermiſcht aus dem ſchwarzen Gewölk durch die Bäume herniederpraſſelte und ein Donner den anderen jagte, begann es bitterlich zu weinen. Da ſchien es dem Meiſter ſicher zu ſein, daß das Kind ohne Beſchützer war und er nahm es zu ſich. Der Polizei gab er Kenntnis von dem ſeltſamen Vorfall, doch wurde von ihr in dieſer Sache weiter nichts anderes ausfindig gemacht, als daß der Meiſter noch keine Erlaubnis für die Anbringung ſeines Firmenſchilds eingeholt habe. So bezahlte er denn ſeine Buße und behielt das Kind, das er nach Jahr und Tag als das ſeine adoptierte. Es nannte ſich Thea und er ließ es auf den Namen Dorothea Schatten ins Einwohner-Regiſter einſchreiben.

Eines merkwürdigen Umſtandes aber tat der

Meiſter bei der Erzählung dieſer Geſchichte beſonders Erwähnung: Die Wäſche des Kindes war mit D W gezeichnet; das konnte allerdings Deſideria Wild oder David Weinſtein oder ſonſtwie heißen, aber es konnte auch Dorothea Wetzel gedeutet werden. Der Meiſter hatte die Stücklein Wäſche ſorgſam aufbewahrt — man konnte nun einmal nicht für ſicher ſagen, da habe Lydia ihre Hand nicht dran gehabt — und brachte ſie jetzt zum Vorſchein: ein Hemdlein, ein Taſchentüchlein und ein Höslein. Am Taſchentüchlein war nichts weiter zu bemerken, als daß es korrekt geſäumt war, und zwar von Hand. Das Hemdchen war oben herum mit ſcharf gezackten Spitzen verſehen, und der Meiſter behauptete, daß Lydia mit Vorliebe ſolche verwendet und ſich vortrefflich aufs Häkeln derſelben verſtanden habe. Und dieſe hier könnten ganz gut von ihr ſtammen. Am eingehendſten hielt er ſich aber bei dem Höslein auf. Nicht nur, daß es mit ähnlichen Spitzen eingefaßt erſchien wie das Hemdlein, nicht nur, daß es mit dem gleichen Monogramm gezeichnet war wie dieſes und das Taſchentüchlein: nein, es wies auf der hintern Seite außerdem einen großen viereckigen Flecken von ſeltener Kunſtgerechtigkeit auf, und Alexander wurde angehalten, ſich aufs nachdrücklichſte mit dem intereſſanten Phänomen zu beſchäftigen. Er tat's aber nicht ungern. Und

dem Meiſter, der betonte, daß man überall lernen ſolle, wo etwas zu lernen ſei, gab er auch recht. Dem war allerdings das Wichtigſte an der Sache, daß das nun wieder ganz Lydias Art zu flicken ſei. Er habe ihr oft dabei zugeſehen; jedenfalls könnte ſie's gemacht haben. Und nun ſolle ihm's doch keiner verdenken wollen, wenn er durch die Jahre ſich ſo ſeine Gedanken gemacht habe. Er wiſſe ja wohl, es verhalte ſich nicht ſo, mit Lydias Kind nämlich, es könne nicht gut ſo ſein. Aber die Möglichkeit dürfte ihm nicht leicht einer wegſtreiten. Möglich ſei ja tatſächlich alles. Und ihm ſei's eine liebe Phantaſie, ſich vorzuſagen, er erziehe Lydias Kind. Und heut oder morgen trete ſie ſelber über die Türſchwelle und ſage: „Wo haſt du ſie jetzt, Jonas? Laß ſehn, laß ſehn, wie ſie geworden iſt? Wie ſie ſich gemacht hat? Was du ihr für Kleider kaufſt?“ Und er habe immer alles ſo parat gehabt, daß ſie zu jeder Stunde hätte kommen dürfen und ſagen müſſen: „Das haſt du gut gemacht, Jonas.“ Anfangs habe er ſich Vorwürfe wachſen laſſen wegen ſeiner Frau und ſeinem eigenen Kind. Auch habe ihm immer einer dazwiſchen geredet: „'s iſt ja Unſinn, Jonas. Wer weiß, wo das Bündel her iſt.“ Aber der habe ſchweigen lernen müſſen und das andere habe ſich auch gegeben. Und ſeine Frau hätte auch ruhig wieder auftreten mögen, wann's immer geweſen wäre. Und

ſo ſei's jetzt eben. Mehr als er wiſſe, könne er nicht ſagen. Aber was er wiſſe, das ſolle laut werden. „Alexander, das Mädchen kann her ſein wo es mag: ein braves Mädchen iſt's und ein gutes und ein treues Mädchen. Wenn du dich damit zufrieden geben kannſt, ſo wird's dich nie reuen; dafür lege ich meine Hand ins Feuer."

Und Alexander gab ſich damit zufrieden.

So packte denn der Meiſter ſeine Heiligtümchen wieder zuſammen, nachdem Alexander noch einmal den lehrreichen Flicken beſehen hatte. Dann ſagten ſich die beiden Männer Gute Nacht, um ihre Schlafſtätten aufzuſuchen. Alexander träumte die Nacht gar nichts, nicht einmal von den Ereigniſſen des vergangenen Tages. Der Meiſter aber hatte einen ſeltſamen Traum.

War ihm da, er trete ans Sterbebett ſeines Weibes. Und ſie hielt einen Stiefel in der Hand: „Da haſt du's nun," rief ſie ihm entgegegen: „Kehrjahn aus Münſter ſchickt den Reitſtiefel retour. Das Rohr ſei viel zu eng, ſchreibt er. Seine Töchter hätten ihn alle anprobiert und ſeien alle faſt nicht wieder herausgekommen. Und Nägel haſt du auch zu wenig hineingeſchlagen." Dann ſtellte ſie den Stiefel weg, nahm ihr Gebiß aus dem Waſſerglas, das neben dem Bett auf dem Nachttiſch ſtand, und ſchob ſich's in den Mund. „Es geht hinüber, Jonas," nickte ſie ihm

zu, „da kann man nicht ſo lumpig auftreten. Da iſt dann auch die Lydia.“ Und Lydia kam herbei und war zum Ausgehen fertig. Als der Meiſter ſie erkannte, nahm er ſie an der Hand und führte ſie aus dem Haus und aus der Stadt, bekannte Wege an Weiden und Waſſern entlang. Und waren auf einmal am Meer und ſahen das Schiff im Sturm über den Wellen dahin tanzen, auf dem Lydia zu ihrem Gatten nach Newyork fuhr, dieſelbe Lydia, die er doch auch da an der Hand hielt. Und dann verſchwand das Schiff faſt völlig zwiſchen den Waſſerbergen, und dann flatterte es mit ſeinen weißen Segeln wieder auf, wie ein Vogel, bis es in der Ferne endgültig unterging. Und in Amerika drüben hörte Schatten den kranken Wetzel ſagen: „Lydia kommt nicht; ſo will ich immer einmal vorweg drauflos ſterben.“ Lydia aber gab ihrem ehemaligen Liebſten einen Kuß, weil er ihr Kind auferzogen habe.

Dann träumte er, er wache auf von dieſem Traum, und es ſei alles, wie es vor fünfundzwanzig Jahren geweſen war. Er wunderte ſich, was man auch alles zuſammenträumen könne. Und beſann ſich, daß es Sonntag morgen ſei und er am Nachmittag mit Lydia ſpazieren gehen wolle. Und dann zerfloß ihm alles in eine tiefgoldene Morgenröte.

Druck von F. E. Haag in Melle i. H.

Digitized by Google

Gustaf af Geijerstam

Frauenmacht. Roman. 2. Auflage. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Das Buch vom Brüderchen. Roman einer Ehe. 3. Aufl.
Die Komödie der Ehe. Roman. 2. Auflage.
Wald und See. Novellen.
Jeder Band geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

„Frauenmacht": Es sind Stellen in dem Buch, die sind zum jubeln, und Stellen von einer Schönheit der Wehmut, wie sie wohl nur der Verfasser des „Buches vom Brüderchen" schreiben kann. Das Buch ist reich an allem Guten und Heiligen, es ist reich an großen mystischen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, und die Natur — Schweden und seine Schären und das Meer — steht groß und leuchtend darin auf. Hier ist ein inniges Kunstwerk, durch das man nicht hindurchgeht, ohne bereichert und beglückt zu werden. (National-Ztg.)

„Das Buch vom Brüderchen": Wie ein großer Dichter seinen tiefsten Schmerz durch seine Kunst verklärt, sehen wir hier mit Bangen und Andacht. Sterbendes Glück zeigt das hinreißende Buch, zeigt es so innig, warm und mit einer hoheitsvollen Ruhe, daß wir wie im Schatten der Ewigkeit wandeln. Ein Kind kommt als ein Gast in den Sommer einer Ehe, geht und winkt der Mutter, die ihm folgt. Das ist alles. So wie etwa „Werther" eigentlich die Geschichte eines Menschen ist, der ein geliebtes Mädchen einem andern lassen muß und sich hinwegstiehlt. (Deutsche Literatur- und Kunst-Ztg.)

„Die Komödie der Ehe": Geijerstam hat die beneidenswerte Gabe, mit den schlichtesten und wahrsten Worten die volle, zitternde Bängnis der Herzen zu vermitteln. Das strömt mit warmen Fluten förmlich auf den Leser ein. Ein elegisches Lied von schlichter Kraft, ein Hymnus an die Schwermut, eine ruhige Extase der Melancholie, das ist dieses eigenartige schöne Buch, das so absichtslos und so mächtig zu erschüttern versteht. Es gibt Szenen in diesem Buch, insbesondere in seiner zweiten Hälfte, die zu dem Erschütterndsten gehören, das ich kenne. (Bresl. Ztg.)

Digitized by Google

Hermann Hesse

Peter Camenzind. Roman. 7. Aufl. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Ich möchte, daß jeder meiner Freunde dieses Buch läse, vor allem jene, die der Geist der Erde treibt und die nicht wissen, wohin. Es führt mit fröhlicher Ironie, mit heiligen Predigten und männlichen Gedanken unmerklich in die Eintracht mit der Natur, der innern wie der äußern. Und seine menschliche Wirkung ist so stark, daß es sich vorab nicht verlohnt, von seiner „litterarischen" Bedeutung zu reden, obwohl es durch seinen „Litteraturwert" so ziemlich den ganzen Bücherhaufen zeitgenössischer Autoren umwirft. Es wird gewiß nicht so viele Druckmaschinen erfordern wie „Jena oder Sedan" oder der „Jörn Uhl", es wird längst nicht so viel Herzen in Bewegung setzen wie dieser, aber wen es ergreift, der wird noch lange mit innigem Dank sich der Stunde erinnern, in der er einen nicht brausenden und grübelnden, aber einen herzlich tapferen Menschen kennen lernte, von jener fröhlichen Ironie, die am sichersten zum Leben hilft. (Die Rheinlande, Düsseldorf.)

Georg Hirschfeld

Dämon Kleist. Novelle. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Freundschaft. Novelle. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

„Freundschaft": Hier liegt ein ausgereiftes Kunstwerk vor mir: überaus einfach im Ton der Erzählung, tiefgreifend in seinem Stoff, fein und klar in der psychologischen Behandlung der Charaktere und durchaus ansprechend in seinem Stil. Es ist ein zarter Abdruck feiner und feinster Empfindungen in echt künstlerischer Form. (Hamburger Correspondent.)

Unter den Neuerscheinungen auf novellistischem Gebiet dünkt mir diese Erzählung am bedeutsamsten. Ihr Inhalt ist das Erschütterndste, Tiefste, Freieste und Feinste, was dem Autor bisher gelungen. (Die Umschau.)

Digitized by Google

Gabriele Reuter

Aus guter Familie. Roman. 14. Aufl. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.
Ellen von der Weiden. 5. Aufl. Geh. 3.50 Mk., geb. 4.50 Mk.
Frauenseelen. Novellen. 4. Aufl. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Liselotte von Reckling. Roman. 6. Aufl. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Aus guter Familie": Es ist dies ein Buch von so aufrüttelnder Wahrheit, so ganz und gar überzeugend, es schreit seine vernichtende Anklage mit so durchdringender Stimme in die Welt, daß man zunächst ganz vergessen wird, nach seinen künstlerischen Eigenschaften zu fragen. Und dennoch ist es künstlerisch in hohem Grade, — einfach ein Meisterwerk.

(Magazin für Litteratur.)

„Ellen von der Weiden": „Ellen von der Weiden" ist ein Seelengemälde von unübertrefflicher Feinheit der Ausführung. Trotz des vorwiegend reflektierenden Inhalts ist keine Zeile langweilig, überall begegnet man tiefen und wahren Gedanken. Das Buch kann als ein geistvolles Kompendium dessen betrachtet werden, was von den Frauenrechtlerinnen über die Frauenfrage und alles, was mit ihr zusammenhängt, geschrieben worden ist.

(St. Petersburger Zeitung.)

„Liselotte von Reckling": Man kann Gabriele Reuter die Dichterin der Frau nennen. In ihren kraftvollen und tiefen Büchern enthüllt sie die verborgenen, grausamen Alltagstragödien, die unzählige Frauenleben zerstören; sie schildert den lächelnden, lautlosen Jammer der müden Wesen, die Sklavinnen der Familie, Märtyrerinnen ihrer Erziehung sind, und die von gedankenloser Liebe langsam zu seelischem Tode gepeinigt werden. Mit nie trügendem künstlerischem Takt und feiner, vorsichtiger Feder hält sie jene zarten Stimmungen und Schwankungen des Seelenlebens fest, die fast immer „unter der Schwelle" des eignen Bewußtseins vibrieren, und in denen die Lösung des Rätselhaften im Wesen der Frau liegt. Ihre „Liselotte von Reckling" ist gerade in dieser Hinsicht ein wundervolles Werk.

(Freistatt, München.)

Digitized by Google

Thomas Mann

Der kleine Herr Friedemann. Novellen. Geh. 2, geb. 3 Mk.
Buddenbrooks. Roman. 19.—23. Aufl. Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.
Triſtan. Novellen. 4. Auflage. Geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 4.50.

„Buddenbrooks": . . . Mit ſeinem großen Roman der Buddenbrooks iſt ihm der große Wurf gelungen; denn er hat mit dieſem Roman ein Werk geſchaffen, das ihn als Romancier größten Stils kennzeichnet, das ihn ſogar — wir wiſſen uns von Überſchwänglichkeit frei, indem wir dies ſagen — das ihn ſogar berufen erſcheinen läßt, dereinſt die Lücke auszufüllen, die ſeit Theodor Fontanes Tode in der deutſchen Litteratur klafft.
(Breslauer Morgen-Zeitung.)

. . . Dieſer Roman bleibt ein unzerſtörbares Buch. Er wird wachſen mit der Zeit und noch von vielen Generationen geleſen werden; eines jener Kunſtwerke, die wirklich über den Tag und das Zeitalter erhaben ſind, die nicht im Sturm mit ſich fortreißen, aber mit ſanfter Überredung allmählich und unwiderſtehlich überwältigen. (Berliner Tageblatt.)

„Triſtan": Es liegt eminent viel Kultur in dieſen Novellen. Nur ein hervorragender Künſtler kann ſo innerliche, ſo tiefſinnige Probleme mit ſolcher Virtuoſität behandeln. Hält man den Triſtan-Band mit den „Buddenbrooks" zuſammen, ſo hat man eine Verheißung für die Zukunft, deren ſich unſer Volk wohl freuen kann. (Hannoverſcher Courier.)

. . . Thomas Mann iſt vielleicht der feinſte deutſche Proſa-Autor der Jetztzeit. Seine Art iſt abſolut germaniſch, beziehungsweiſe nordiſch. Nichts Franzöſiſches, woran ſo ſehr unſer Schrifttum krankt, iſt an ihm zu entdecken. Als die wunderbarſte Gabe dieſer durchaus raſſereinen Künſtlerperſönlichkeit erſcheint mir die Novelle „Triſtan". Dieſe innige Ironie, Selbſtironie des Geſtalters in allen Geſtalten, iſt das Köſtlichſte, das ich ſeit langer Zeit genießen durfte. (Rheiniſch-Weſtfäliſche Ztg.)

Ellen Key

Mißbrauchte Frauenkraft. Ein Essay. 2. Auflage.
Geh. 1 Mk., geb. 2 Mk.

Essays. 5. Auflage. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Inhalt: Die Frau. Weibliche Sittlichkeit. Das Weib der Zukunft. — Lebensbedingungen. Kulturveredlung. Stille. — Individualität. Mut. Die Freiheit der Persönlichkeit. — Die Evolution der Seele. Typen: Vauvenargues. Henri Amiel. Maeterinck-Jefferies.

Die Wenigen und die Vielen. Neue Essays. 3. Auflage.
Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Inhalt: Die Wenigen und die Vielen — Selbstbehauptung und Selbstaufopferung — Ibsens Individualismus — Requiem — Konventionelle Weiblichkeit — Die Reaktion gegen die Frauenfrage — Der Torpedo unter der Arche — Vom Lauschen — Schönheit — Das Volk und die Kunst — Bildung.

Das Jahrhundert des Kindes. Studien. 6. Auflage.
Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Inhalt: Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen — Das ungeborene Geschlecht und die Frauenarbeit — Erziehung — Heimatlosigkeit — Die Seelenwerde in den Schulen — Die Schule der Zukunft — Der Religionsunterricht — Kinderarbeit und Kinderverbrechen.

Über Liebe und Ehe. Essays. 6. Aufl. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Inhalt: Die Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit — Die Evolution der Liebe — Die Freiheit der Liebe — Die Auswahl der Liebe — Das Recht auf Mutterschaft — Die Befreiung von der Mutterschaft — Die Mütterlichkeit der Gesellschaft — Freie Scheidung — Ein neues Ehegesetz.

„Essays": Ein Buch, das nicht bloß in die Zukunft schaut, sondern auch Zukunft verbürgt; denn Ideale, so klar erfaßt, so schön aus dem Bestehenden entwickelt, so froh und sicher vertreten, haben alle Aussicht, Wahrheiten zu werden. Ellen Key ist unter den Frauen, die heute mit der Lehrfeder für ihre Ideale eintreten, ohne Zweifel die gedankenreichste und erleuchtetste. Ein wundervolles Schauspiel, wie diese Frau ihre

Wahrheiten bekennt und verkündet. Sie selbst drückt einmal bündig aus, worum der Kampf im Grunde geht „für den tiefsten aller Gedanken, Spinozas Gedanken, daß Freude Vollkommenheit ist". (Die Insel.)

„Das Jahrhundert des Kindes": Dieses Buch, in seiner stillen, eindringlichen und liebevollen Art, ist ein Ereignis, ein Dokument, über das man nicht wird hinweggehen können. Man wird im Verlaufe dieses begonnenen Jahrhunderts immer wieder auf dieses Buch zurückkommen, man wird es zitieren und widerlegen, sich darauf stützen und sich dagegen wehren, aber man wird auf alle Fälle damit rechnen müssen. Dieses Buch wird Bücher hervorrufen; denn es ist so geschrieben, daß man es nach allen Seiten ausbauen und fortsetzen kann. Ja, ich glaube sogar nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es Menschen hervorrufen wird, die danach leben werden; denn es ist von lauter Wirklichkeiten erfüllt, und Wirklichkeiten, mögen sie auch überraschend sein, drängen immer danach, gelebt zu werden. (Bremer Tageblatt.)

„Über Liebe und Ehe": . . . Und gewiß wäre es ein treffliches Erziehungswerk, wenn alle vernünftigen jungen Mädchen mit zwanzig Jahren und alle Männer ihre Werke in die Hände bekämen. Nicht zum wenigsten ihr jüngstes „Über Liebe und Ehe". Andere treffliche Schriften dieser Art erscheinen daneben in ihrer biederen Nüchternheit wie getrocknete Nutzpflanzen neben sommerheißen Rosen. Nur Keys Enthusiasmus, nur die kristallhelle Reinheit ihres Geistes macht solche Ideen lebendig. Sie predigt der Jugend des Lebens Fülle, weil ihr Daimonion sie predigen heißt. Auch für sie gilt das Dichterwort: „Mund bin ich worden ganz und gar und Brausen eines Bachs aus hohen Felsen: hinab will ich meine Rede stürzen in die Täler. Und mag mein Strom der Liebe in Unwegsames stürzen! Wie sollte ein Strom nicht endlich den Weg zum Meere finden!" (Wiener Fremdenblatt.)

Arthur Schnitzler

Sterben. Novelle. Vierte Auflage. Geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.
Die Frau des Weisen. Novelletten. 4. Aufl. Geh. 2 Mk.
Frau Bertha Garlan. Novelle. 4. Aufl. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Lieutenant Gustl. Novelle. 10. Aufl. Geh. 1 Mk., geb. 1.60 Mk.

„Sterben": Ein seelenaufwühlendes Buch, dieses „Sterben". Es packt mit geradezu unheimlicher Gewalt. — Mit eindringlicherem Pathos dürfte das Sichsträuben des Ichgefühles gegen sein Aufhören wohl nicht zum Ausdruck gebracht werden können, als in dieser, in die tiefsten Abgründe des menschlichen Gemütes hineinleuchtenden Studie. (Wiener Abendpost.)

„Die Frau des Weisen": Schnitzler wetteifert ebenbürtig mit dem großen Franzosen Maupassant in dem leichten, scheinbar ungezwungenen natürlichen Fluß des Erzählertons, in der zarten, aber nicht gezierten Seelenschilderung, in der überzeugenden Lebenswahrheit. (Kölnische Zeitung.)

„Frau Bertha Garlan": Schnitzler schildert das im Geheimen sich abspinnende erotische Leben einer jungen Frau. Aus der Art und Weise, wie der Dichter diese Geschichte gestaltet, wie er allen physischen Regungen der jungen Frau nachgeht, wie er die Unterströmungen ihres Bewußtseins beleuchtet, strahlt siegreich die edle Kunst moderner psychologischer Analyse. (Wiener Tagblatt.)

„Lieutenant Gustl": Die Novelle enthält in knappster Konzentration, gleichsam kondensiert, alle Vorzüge und Eigenheiten der Schnitzlerschen Erzählungen: die starke Stimmung, den geschickten Aufbau, die wirksame Steigerung und den feinen, undefinierbaren Wiener Duft. „Lieutenant Gustl" ist — auch abgesehen von der Sensationsaffäre, die sich daran geknüpft hat — wert, rein als Kunstwerk gekannt und geschätzt zu werden. (Die Woche, Wien.)

Emil Strauß

Menschenwege. Drei Erzählungen. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Der Engelwirt. Eine Schwabengeschichte. Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Freund Hein. Roman. 10. Auflage. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.
Kreuzungen. Roman. 3. Auflage. Geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.

„Menschenwege": Der vorliegende Band zeigt einen ganzen Menschen und einen ganzen Künstler. Er ist frisch, kräftig und herb wie der Erdgeruch und von einer Stärke, wie ihn nur jungfräulicher Boden auszuströmen vermag. — Von den drei Erzählungen scheint mir „Prinz Wieduwitt" die allerschönste zu sein. Sie ist ein so glückliches Gemisch von unschuldvollster Natürlichkeit und schweifender Märchenstimmung, so ein schöner Zusammenklang von Urwaldsmusik und heimlichem Tannenrauschen, daß es wie ein beglückender Bann über einen kommt. (Neue Badische Landes-Zeitung.)

„Freund Hein": . . . Der Autor dieser melodiösen, süßen, melancholischen Geschichte ist ein wirklich einsamer Künstler. . . . Seine stille, tiefgewurzelte Eigenart ist durchaus deutsch. Ich möchte ihn zu den ersten Erzählern unserer Sprache gesellen. Jedenfalls steht er unter den heutigen wie ein Stamm zwischen Rohrgewächsen. — „Freund Hein" ist Straußens viertes Werk. Die gewaltsame Anhimmelung des „Jörn Uhl" könnte vor der schlichten Größe dieser wundervollen Dichtung das Erröten lernen. Hier ist sparsamer Reichtum, gelassene Kraft, milde Trauer, Rhytmus, Stil. Von einem Knaben wird erzählt, der sterben muß. Der Tag zermalmt ihn. Wir sehen ihn erwachsen wie eine zu schwere Frucht, die nicht reifen kann. Die höchste Gnade wird ihm: reines Künstlertum. Aber er ist ein Schulbub und soll die Mathematik erlernen. Die Eltern sind neben ihm, ohne ihm nahe zu kommen. Und die Lehrer sind über ihm und haben Macht ohne Einsicht. So geht er hin und tötet sich. Die ganze Herbigkeit des Frühlings, des gefährlichen Frühlings, ist in dem Buche. (Das litterarische Echo.)

Princeton University Library
32101 067515062

S.F.